



Kurt Marti
Ein Topf voll Zeit 1928–1948

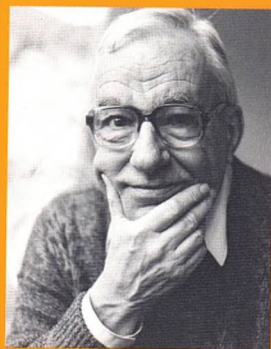
NAGEL & KIMCHE

Er gehört zu den wichtigsten Nachkriegsschriftstellern der Schweiz und ist ihr bedeutendster Lyriker. Er beeinflusste viele jüngere Kollegen und war außerdem der prominenteste Protestant des Landes. Nun erzählt Kurt Marti von seiner Kindheit und Jugend – in einer Zeit, die die Schweizer Gegenwart geprägt hat wie danach keine mehr.

«Kurt Marti ist nicht nur Aufklärer, sondern auch ein grandioser Versteckspieler. Einer, der in verschiedenen Welten gleichzeitig schreibt: in den ‹hohen› und ‹tiefen›, in denen des Geistes und in denen des Fleisches. Wodurch sie bei ihm Verschiedenheiten einer einzigen Welt geworden sind.»
Samuel Moser, *Neue Zürcher Zeitung*



1928 begann Kurt Marti Schulzeit, 1948 endeten seine Studienjahre. Es sind zwei Jahrzehnte im Schatten des europäischen Niedergangs; die Verflechtung individueller Lebensgeschichten mit dem Weltgeschehen bekam, laut Marti, keine Generation so deutlich zu spüren wie die sogenannte Aktivdienstgeneration. Genau das belegen seine Erinnerungen: die Kindheit in Bern, seine Schuljahre und die erste Liebe, Jazzbegeisterung, Militär und dann Aktivdienst in den Bergen, die Motivation durch Karl Barth und das Studium der Theologie, der Berner Kirchenstreit, in Paris die Büroleitung der ökumenischen Kommission für die Seelsorge an deutschen Kriegsgefangenen. Daneben die Erkundungen im Umfeld der Existentialisten (etwa Boris Vian). Eindrücklich verbindet Marti seine Erlebnisse mit der Stimmung und den historischen Ereignissen der Zeit – und vermittelt plastisch ein Stück gelebter Geschichte.



Kurt Marti wurde 1921 in Bern geboren, wo er heute lebt. Nach dem Studium der Theologie arbeitete er als Pfarrer, von 1961 bis 1983 an der Nydeggkirche in Bern. Kurt Marti ist Ehrendoktor der theologischen Fakultät Bern, Mitbegründer der «Erklärung von Bern» und der «Gruppe Olten». Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt 1997 mit dem Kurt-Tucholsky-Preis und 2002 mit dem Karl-Barth-Preis. Zuletzt erschienen bei Nagel & Kimche die Bücher *kleine zeitrevue. erzählgedichte* (1999), *Leichenreden* (Neuausgabe 2001), *Der Traum, geboren zu sein. Ausgewählte Gedichte* (Neuausgabe 2003) und *zoë zebra* (Gedichte, 2004).

ISBN 978-3-312-00420-1



www.nagel-kimche.ch

Autorenfoto: © Peter Friedli

Umschlaggestaltung:

HAUPTMANN UND KOMPANIE Werbeagentur,

München – Zürich, unter Verwendung von zwei Fotos von

© Privat

Der Verlag dankt der
KulturStadtBern
für ihre freundliche Unterstützung

12345 12 11 10 09 08

© 2008 Nagel & Kimche
im Carl Hanser Verlag München
Herstellung: Andrea Mogwitz und Rainald Schwarz
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann
Druck und Bindung: Friedrich Pustet
ISBN 978-3-312-00420-1
Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

«... wenn ein topf voll zeit
vom herd der welt genommen wird.»

Hans Arp

Vorbemerkungen

Unter Rentnerinnen und Rentnern, etliche wie ich im Greisenalter, grassiert eine Epidemie, die man Memoiritis nennen könnte. Wie dieses Buch zeigt, bin ich ebenfalls infiziert worden. Allerdings reagierte mein intellektuelles Immunsystem schliesslich denn doch und überliess der Memoirenschreiberei Szenen aus bloss zwei Lebensjahrzehnten.

1928 begann meine Schulzeit, 1948 endeten die Studienjahre. Zwei Kindheits- und Jugenddezennien im Schatten des Niedergangs und dann des blutigen Untergangs Alt-Europas. Hernach begann eine andere Epoche, nunmehr freilich im Schatten und unter der permanenten Drohung von immer noch radikaleren Massenvernichtungstechniken. Die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki machten deutlich, dass fortschreitende Vernichtbarkeit die Kehrseite der in allen Bereichen eskalierenden Machbarkeit ist.

Gegenläufig zum katastrophischen Weltgeschehen vermochte die Schweiz ihre Bevölkerung und ihre Institutionen weitgehend unversehrt und unverändert zu bewahren und erlebte vor allem während der Kriegsjahre sogar eine Periode nationaler Selbstvergewisserung und eines Solidaritätswillens, dessen nachhaltigste Errungenschaft die Alters- und Hinterbliebenenversicherung geworden ist (AHV).

Rückblickend will mir scheinen, in der Schweiz habe seither keine Generation mehr die Verflechtung individueller Lebensgeschichten mit dem Weltgeschehen so deutlich zu spüren bekommen wie damals die sogenannte Aktivdienstgeneration. Zum Teil erklärt dies vielleicht ihre spätere Abneigung gegen eine Bindung der Schweiz an Europa (EWR, EU) oder an die UNO und überhaupt die Befürchtung, vom Ausland komme sowieso bloss Ungemach – eine Befürchtung, die angesichts starker Einwanderungen auch in den folgenden Generationen stets wieder auflebte.

1928 bis 1948: Zeitgeschichtlich, zugleich aber für meine Lebensgeschichte zwei entscheidende Jahrzehnte. Doch wie? Ist denn meinem Gedächtnis nach so langer Zeit noch zu trauen, zumal ich keine Tagebücher geführt noch auch irgendwelche Materialien gesammelt hatte? Vieles ging vergessen. Anderes geriet in den Dunstkreis des nur noch Ungefähren, wo Fakten sich unentwerrbar mit Vermutungen, sogar mit Erfindungen vermischen und Legendenbildung Erinnerungslücken noch so gerne stopft. Was tut da, wer, von der Memoiritis befallen, sich dieser Probleme bewusst zu sein glaubt? Er nimmt die Launen und Kapriolen der Erinnerung in Kauf, sichert sich aber mit einem uralten Trick ab, indem er sein Ich hinter einer dritten Person Einzahl versteckt, aus sich gleichsam eine fiktive Person oder, etwas pompös gesagt, eine literarische Figur macht. Selbstverständlich hätte jede Leserin, jeder Leser diesen Trick sogleich durchschaut, keine Frage. Das Seltsame an der Sache ist, dass mir das Versteckspiel ermöglicht und geholfen hat, schreiben zu können, was im Folgenden zu lesen ist und von dem ich glaube, dass es damalige Geschehnisse und Stimmungen einigermaßen adäquat wiedergibt.

Meine Frau, Hanni Marti-Morgenthaler, hat das Typoskript, in dem sie als blonde Freundin aus Langenthal mehrmals erwähnt ist, grösstenteils noch lesen können, ehe ihre Kräfte rapid zu schwinden begannen. Am 17. Oktober 2007 hat sie, die mir zeitlebens liebste und wichtigste Leserin, aufgehört zu atmen. «Sterben ist nichts, dich zu verlieren ist schwer.» (Umberto Saba)

Eveline

Ihr feingeschnittenes Gesicht unter hellblondem Haar: Eveline aus Dänemark, des Buben erste Liebe. Mit vollem Namen: Eveline Rasmussen. Kaum in der Schule und schon einen Schulschatz! Es sollte der Einzige bleiben, mit Eveline konnte es keine der späteren Mitschülerinnen aufnehmen. Die Erstklasslehrerin hatte sie nicht neben ihn oder ihn neben sie gesetzt. Der Funke sprang trotzdem, denn Eveline wohnte unweit seines Elternhauses, so dass sich ein gemeinsamer Schulweg ergab, der zum Glück schön lang war, eine halbe Stunde fast. Auch eine andere Erstklässlerin war in der Nähe zu Hause und hätte sich noch so gerne den beiden angeschlossen. Der Bub aber wollte Eveline für sich allein haben und wimmelte Helen mit plumpen Vorwänden ab. Zudem bot die Berner Altstadt viele Gelegenheiten, sich der Unerwünschten auf Umwegen durch Nebengässchen zu entziehen oder sie, versteckt hinter Laubenpfeilern oder in Hauseingängen, ins Leere laufen zu lassen. So anmutig, so behende wie Eveline bewegte sich eben kein anderes Mädchen, die etwas trampelige Helen mit ihrem rostroten Haar schon gar nicht. Dass Eveline neben ihm einhertänzelte, wobei Schultern und Arme sich stets wieder berührten, die Hände bisweilen, wenn auch nur kurz, ineinander glitten, erfüllte den Buben mit Stolz. Ihr zutrauliches Geplau-

der löste auch ihm, dem Scheuen, die Zunge. Nie kam ihm in den Sinn zu fragen, warum sie, die Dänin, denn ein beinahe fehlerfreies Berndeutsch sprechen könne.

Eines Tages aber war Eveline nicht mehr da. Ihre Familie, sagte die Lehrerin, habe plötzlich nach Dänemark zurückkehren müssen oder sei eben dabei, zu packen und zu verreisen. Vor Schreck hörte der Bub nicht genau, was die Lehrerin sagte, er begriff nur, dass Eveline nicht mehr, nie mehr kommen würde. Nach dem Schulschluss versuchte Helen sogleich, ihn auf dem Heimweg zu begleiten. Bewies das Gefühllosigkeit? Oder hätte sie ihn vielleicht trösten wollen? Er aber wollte nichts hören, er rannte wortlos davon. Daheim schlug er im Schulatlas seines älteren Bruders die Europakarte auf, um mit dem Zeigefinger von der Schweiz hinauf nach Dänemark zu fahren, Eveline gleichsam hinterher.

Börse

Zweimal täglich lag *DerBund*, eine der vier bernischen Tageszeitungen, im Briefkasten. Ein Nachbar, auf die *Neue Zürcher Zeitung* abonniert, erhielt diese sogar dreimal zugestellt, das dritte Mal spätnachmittags. Weshalb abonnierte, wer doch in Bern lebt, die *Neue Zürcher Zeitung*? Wegen deren Wirtschaftsseiten und den Börsenkursen, wusste der ältere Bruder. Wirtschaft schien also auch noch etwas anderes zu sein als einfach nur ein Gasthof. Und die Börse? Anscheinend etwas Unzuverlässiges, sogar Gefährliches, das Leute um ihre Ersparnisse brachte. So jedenfalls war's im *Bund* zu lesen gewesen. Längst hatte sich der Bub, von Neugier, Weltneugier, getrieben, zum passionierten Zeitungsleser entwickelt.

Wie heimtückisch die Börse sein kann, musste auch ein Onkel erfahren. Durch die Börse hatte er einen schönen Schübel Geld gewinnen wollen, dabei aber, wie es am Familientisch hiess, «einen Schuh voll herausgezogen», den Schübel Geld nicht gewonnen, einen solchen vielmehr auf Nimmerwiederseh'n verloren. Die Frage, wohin das Geld denn gegangen sei, wer es jetzt habe, löste bei den Erwachsenen ratloses Schulterzucken aus. Rätselhaft, unvorstellbar alles. Von sämtlichen Zeitungs- und Radiomeldungen blieb schlussendlich nur ein fass- und zugleich furchtbares Bild

haften, das von Ivar Kreuger, dem schwedischen Zündholzkönig. Hatte alles verloren, sein Geld, seine Fabriken, und sich aus dem Fenster eines hohen Gebäudes, eines Hotels vielleicht, zu Tode gestürzt. Dass ein in der Wirtschaft und für die Börse so wichtiger Mann in seiner Verzweiflung auf einen Fenstersims geklettert war und sich in die Tiefe geworfen hatte, beschäftigte die Phantasie des Buben ungemein. Alles wegen der Börse. Musste es nicht grässlich weh getan haben, auf dem Asphalt zerschmettert zu werden? Nur gut, dass Vater, der freischaffende Notar, sich nicht auf Börsengeschichten einliess. Als Festangestellter hatte auch der Onkel zwar sein erspartes Geld verloren, nicht aber die pensionsberechtigte Stelle. Durch Erfahrung klüger geworden, enthielt er sich fortan weiterer Aktiengeschäfte, vor allem aus Rücksicht auf seine Familie. Was überhaupt waren Aktien?

Die Welt als Spiel und Geheimnis

Die Stadtrandsiedlung mit den paarweise aneinandergebauten Einfamilienhäusern nannte jedermann «Kolonie». Deren geteerte Strässchen gehörten der Jugend. Bei allerlei Spielen – Völkerball, Fangball, Schlagball, Fussball – lernte der Knabe hier Bälle unterschiedlichster Grösse zu werfen, zu fangen oder mit ihnen am Fuss zu dribbeln. Auch andere Unternehmungen spielten sich vornehmlich auf der Strasse ab. Kein Auto störte. Ein solches besass einzig der Vater des Knaben. Der Pontiac stand jedoch bloss über Mittag am Trottoirrand, wenn die Kinder von ihren Müttern ohnehin an den Mittagstisch gerufen worden waren. Selten nur tauchten Velofahrer auf, Ausläufer von Bäckereien oder Metzgereien meistens, junge Burschen mit einem Rückentragkorb, einer sogenannten «Hut». Vor ihnen musste man auf der Hut sein, liebten sie es doch, rennmässig einherzusausen und alle Kurven zu schneiden. Das blieb jedoch die einzige Gefahr, die allenfalls drohen konnte. Am eifrigsten machte der Knabe beim Fussball mit, der im Frühsommer oft auch auf einer der nahen, frischgemähten Wiesen gespielt werden durfte. Nie aber wollte er dabei den Posten des Goalies übernehmen, aus Furcht, ein harter Schuss könnte, die Brille zertrümmernd, ins Auge gehen. Ab und zu beschwerte sich ein – meist männlicher – Anwohner über das Geschrei der

spielenden Kinder. Für kurze Zeit dämpften sich dann die Stimmen, um bald darauf wieder ihre spontane Lautstärke zurückzugewinnen. Einzig am Karfreitag herrschte rundherum absolute, fast schon tötelige Stille. Die Kinder mussten im Haus bleiben, Familienausflüge unterblieben ebenfalls. Weder die Eltern des Knaben noch die Nachbarn, protestantisch fast alle, waren Kirchgänger. Dennoch schien sie an diesem Tag so etwas wie Ehrfurcht zu ergreifen, die sich in einer Art heiliger Verlegenheit äusserte. Während der Nachmittagsstunden, in deren Verlauf Jesus seinerzeit gekreuzigt worden war, stellte selbst Radio Beromünster seine Sendungen ein. Verstummten nicht sogar auch die Vögel im Garten? Für einige Augenblicke glaubte der Knabe verspüren zu können, dass die Welt ein Geheimnis birgt. Ihm war, als ob es ihn berühre, nur flüchtig, nur leicht. Dann nahm von Neuem Langeweile überhand und er griff, um sie zu verscheuchen, wieder zu Coopers *Leder-Strumpf*.

Ohrenzeuge

Einer Seuche gleich hatte der Faschismus sich in Europa verbreitet. Bald wusste auch der Knabe, dass Faschisten und Nationalsozialisten die Kommunisten und diese die Faschisten und Nationalsozialisten leidenschaftlich hassten. *Der Bund* lehnte beide Zeitströmungen ab. Manche Leute hörte man aber sagen, von den zwei Übeln sei der Faschismus/ Nationalsozialismus immerhin das kleinere, dank Mussolini zum Beispiel zirkulierten die Züge in Italien jetzt pünktlich, beinahe so pünktlich wie in der Schweiz.

Am 30. Januar 1933 war Adolf Hitler vom alten Reichspräsidenten Hindenburg zum deutschen Reichskanzler ernannt worden. Jubelnd triumphierten seine Anhänger. Durch das Radio im Wohnzimmer erlebte der Knabe akustisch alles mit, die nicht enden wollenden Heil-Hitler-Rufe der abends vor der Reichskanzlei aufmarschierenden SA-Truppen und den ungeheuren Beifall der massenhaft und rasch herbeigeströmten Berliner, Berlinerinnen. Immer und immer wieder brandeten wie gewaltige Wogen die Rufe «Heil Hitler!», «Sieg Heil!» empor. Dazwischen aufpeitschende Marschmusik und, von Abertausenden begeistert gesungen, die Nationalhymne «Deutschland, Deutschland über alles» und das Horst-Wessel-Lied, die Parteihymne, «Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen». Die Stimmen der Rundfunkreporter

überschlagen sich vor Erregung: Ein einziges Delirium. Was er so zu hören bekam, wühlte den zwölfjährigen Ohrenzeugen auf. Seine Mutter hingegen, vom Gebrüll der Massen erschreckt, flüchtete in die Küche. Vater und Bruder waren nicht zu Hause, verpassten das Ereignis. Lange, lange blieb der Knabe vor dem Radio sitzen, das er auf einen deutschen Sender eingestellt hatte. Er glaubte, historischen Stunden beizuwohnen, von denen später einmal sämtliche Geschichtsbücher erzählen würden. Und er war sozusagen dabei gewesen, mit gespitzten Ohren.

In den folgenden Tagen zeichnete er während der Schulstunden auf Sudelblätter und Fliesspapier Hakenkreuze nach, wie Zeitungsfotos sie nunmehr zeigten, auf deutschen Fahnen, deutschen Armbinden. Seinem Pultnachbarn gefielen die Krakelzeichen überhaupt nicht. Raymond war Jude, an Samstagvormittagen durfte er dem Unterricht fernbleiben.

Krisenzeit

Bei Verwandtenbesuchen, wenn die Männer zu politisieren begannen, hörte der Knabe gerne zu. Frauengespräche interessierten ihn nicht, Politik war spannender, war auch wichtiger. Amerika hatte Franklin D. Roosevelt, obschon er durch Kinderlähmung invalid geworden war, zum Präsidenten gewählt. Ihm, so ein Onkel, sei es am ehesten zuzutrauen, dass er die USA und mit ihr die Welt aus dem Wirtschaftsschlamassel, in das sie geraten, wieder herausführen könne. Am eigenen Leib, am eigenen Portemonnaie bekam der Knabe die Wirtschaftskrise nicht zu spüren. Sein Sackgeld reichte aus, um ab und zu in der grossen Vormittagspause beim Schulhausabwart, der im Parterre Brötchen und Patisseries feilbot, für zwanzig Rappen eine Crèmeschnitte kaufen zu können. Draussen jedoch, auf der Gasse, war die Krise unübersehbar gegenwärtig. Dort, gegenüber dem Schulhaus, warteten Arbeitslose vor dem Arbeitsamt, so viele oft, dass die Masse bleicher grauer Gestalten die Gasse nahezu ausfüllte. Zwischen ihnen musste der Knabe nach Schulschluss hindurchschlüpfen und wünschte manchmal, sich mit einer Tarnkappe unsichtbar machen zu können. Er fürchtete die grauen Männer, die allen Grund gehabt hätten, gegen das Büblein aus der christlichen und nicht eben billigen Privatschule, wo ein jedes Schulheft bar bezahlt werden

musste, ausfällig zu werden. Tag für Tag hier stehen und geduldig abwarten zu müssen, ob's irgendwo eine Verdienstmöglichkeit für sie gab, sei's auch nur als Tagelöhner, war ja wahrhaftig kein Schleck. Von Crèmeschnitten konnten diese Männer nur träumen. Im Winter wurden sie nach Schneefällen ausgeschickt, um Gassen und Strassen freizuschaufeln, was wenigstens ein paar Batzen einbrachte. Einmal aber fiel anfangs März so lange und so viel Schnee, dass alle Räumungsarbeiten vergeblich waren und der Knabe, hochofrenut natürlich, sich die Skier anschnallen und auf ihnen mitten in die Stadt und in die Schule gleiten konnte, wo der Velokeller sich in einen Skikeller verwandelte.

Selbst daheim stand hin und wieder ein Arbeitsloser vor der Haustüre, frühabends immer, und bat, den Vater sprechen zu dürfen. Es waren Männer, die während der Grenzbesetzung 1914-1918 im Infanteriezug des Vaters Dienst getan hatten und sich nun von ihrem ehemaligen Leutnant und Oberleutnant eine kleine Unterstützung erhofften. Ohne einen Geldschein musste denn auch keiner von dannen gehen. Der Knabe aber merkte, wie bevorzugt er doch leben durfte. Zugleich ängstigte ihn allerdings die Möglichkeit, dereinst selber ohne Geld und hungrig in der Gasse vor dem Arbeitsamt anstehen zu müssen.

Männliche Spiele

Auf Streif- und Entdeckungszügen in benachbarte Stadtquartiere, allein oder mit Kumpanen zusammen, war der Knabe eines Tages an die Kaserne geraten. Davor, auf der grünen Matte, übten Rekruten Gewehrgriffe, Achtungstellung und wie man sich bei Vorgesetzten meldet oder sie im Vorbeimarschieren grüsst, mit ruckartiger Drehung des Kopfes, die rechte Hand mit gestreckten Fingern an die Schläfe legend. Schneidig musste das aussehen, sonst wurde man angebrüllt und musste das Ganze noch und noch wiederholen. «Männchen machen» nannten's die Rekruten. Der Knabe fand dieses Treiben amüsant. Eines Tages würde auch er ein solcher Rekrut sein, die Spiele mitspielen. Oder wegen zu geringen Brustumfangs und des sehschwachen rechten Auges vielleicht doch nicht. Allein, er wollte nicht dienstuntauglich sein, er hielt das für einen Makel, eine Demütigung auch. Immer wieder trieb es ihn zur Kaserne oder, falls dort nichts zu sehen war, auf die nahe Allmend, wo die Rekruten bei ihrer Gefechtsausbildung rennen, sich hinwerfen, kriechen, robben, Handgranatenwurfkörper schleudern, «Zu Befehl, Korporal!», «Zu Befehl, Herr Leutnant!» brüllen mussten. Alles höchst unterhaltsam, sehr männlich. Nicht umsonst behauptete der Volksmund, die Rekrutenschule mache aus Knaben Männer. Waren Dienstuntaugliche also keine oder nur

halbe Männer? Jedenfalls hoffte der Knabe, dereinst als tauglich befunden zu werden.

Der sechs Jahre ältere Bruder, gesund, scharfäugig und kräftig, wollte Offizier werden, wollte es unbedingt. Umso grösser die Bestürzung des Knaben, als er eines Tages vorder Kaserne heimlicher Zeuge wurde, wie sein Bruder, die Unteroffiziersschule absolvierend, sich blamierte. Die angehenden Korporale mussten Hechtrollen üben. Dem Bruder gelang jedoch keine. Der Instruktionshauptmann schimpfte auf ihn ein, vergeblich. Der kräftige, aber ungelenke Körper kippte jedes Mal plump seitwärts, anstatt geschmeidig abzurollen. Der Knabe schämte sich für das brüderliche Ungeschick, verriet seine Beobachtung danach aber niemandem, auch dem Bruder nicht, der seine Gegenwart hinter den Zaunlatten nicht bemerkt hatte. Trotz dieser oder vielleicht noch ähnlicher Demütigungen erreichte der Bruder sein Ziel und wurde Offizier, brachte das Karrierespiel zum gewünschten Erfolg.

Freimaurer

Onkel Fritz in Lyss, ein Schwager des Vaters, gehörte einer Freimaurerloge an. Loge? War das denn nicht ein samtrottes Kabäuschen im Stadttheater? Nein, wussten die Eltern, damit hätten Freimaurerlogen nichts zu tun. Vielmehr seien sie eine Gemeinschaft, in der alle einander beistünden; in Not geratene Witwen und Waisen unterstützten. Auch Mozart, auch Goethe seien Freimaurer gewesen. Im Dritten Reich aber hatte Hitler die Freimaurer verboten. Er bezichtigte sie, ein Ableger der jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung zu sein. Hitlers Bewunderer wollten die Freimaurer deshalb auch in der Schweiz verboten haben. Es gelang ihnen, genügend Unterschriften für eine Initiative zu sammeln, die ein Freimaurerverbot zur Volksabstimmung zu bringen vermochte. Im Abstimmungskampf beschworen Zeitungsinserte und Plakate das Schreckgespenst eines dubiosen Geheimbundes, dessen dunkle Machenschaften die Schweiz gefährde. Onkel Fritz ein insgeheimer Verschwörer also, ein gefährlicher Umstürzler? In der Verwandtschaft und auch in Lyss konnte sich das niemand vorstellen, war er, Gastwirt einst und jetzt Privatier, doch die Leutseligkeit, die Hilfsbereitschaft in Person. Die gehässigen Auswüchse und Verleumdungen des Abstimmungskampfes setzten ihm zu. Seine Schwäger allerdings, der Vater des Knaben sowie

Vaters älterer Bruder, fünfter und letzter Lysser Gemeindeschreiber aus der Marti-Sippe, beschwichtigte ihn und sagte der Initiative eine klare Niederlage voraus. Und so kam es denn auch. Onkel Fritz konnte aufatmen. In der «Sonnhalde», seiner Villa hoch über Lyss und mit weitem Ausblick über das Seeland bis zu den Höhenzügen des Jura, kehrten wieder Frieden und Heiterkeit ein, wozu Tante Rosa, des Onkels wohlgemute Frau, das ihre beitrug, wie schon immer. «So ein Spuk», sagte sie, «geht schlussendlich doch wieder vorbei.»

Gastspiel

An der Schwelle zur Gymnasialstufe bereicherte Zuzug aus dem Emmental und dem Berner Oberland die bis anhin aus Stadtjugendlichen zusammengesetzte Klasse. Aus Konolfingen kam nachträglich noch der bleiche Fritz Dürrenmatt hinzu. Die Berufung seines Vaters zum Pfarrer am Diakonissenhaus hatte den Umzug der Familie vom Dorf in die Stadt notwendig gemacht. Allerdings schien die ländliche Sekundarschule Fritz nur ungenügend vorbereitet zu haben. In etlichen Fächern hätte er mächtig aufholen müssen. Das verdross ihn sichtlich. Er hatte sich einen der begehrten Plätze «weit vom Geschütz», nämlich zuhinterst im Klassenzimmer sichern können. Dort zeichnete er, füllte fleissig Blätter und Brouillonhefte mit Phantasiefiguren. Näheren Umgang hatte er nur mit Theo, dem Sohn des Rektors. Beide beteiligten sich nie an geselligen, erst recht nicht an sportlichen Unternehmungen. Hin und wieder verblüffte Fritz mit kuriosen Theorien oder Behauptungen, von denen niemand zu sagen wusste, ob daran etwas Wahres war oder ob sie, wie die Zeichnungen, spontan seiner Phantasie entsprangen. Als er, zu seiner eigenen Überraschung, in die nächsthöhere Klasse promoviert worden war, glaubte er, die Lösung dieses Rätsels zu kennen. Sein Vater, der Pfarrer, sei zum Rektor, Theos Vater, gegangen und habe ihm ein paar Hunderter-

noten auf den Schreibtisch gelegt. Die Geschichte nahm ihm allerdings niemand ab. Sie dürfte denn auch eher seine Abneigung gegen die christliche Schule zum Ausdruck gebracht als den Tatsachen entsprochen haben.

Mit dem Zuzügler aus Konolfingen wussten die Lehrer nichts anzufangen. Auch der Deutschlehrer schien in seinen Aufsätzen nichts entdecken zu können, was auf eine besondere Begabung hingewiesen hätte. Im folgenden Frühling, als wieder ein neues Schuljahr begann, war Fritz nicht mehr da. Er versuche sein Glück jetzt, hiess es, in einer noch privateren, konfessionsneutralen Privatschule, im Humboldtianum.

Auflehnung

Die Oxfordgruppenbewegung, lanciert vom Amerikaner Frank D. Buchman, wollte Europa durch eine «Diktatur des Geistes Gottes» erneuern und moralisch gegen den Bolschewismus aufrüsten. Die Terminologie der Bewegung entsprach dem Zeitgeist, die Botschaft war ebenso simpel wie die empfohlene Praxis, die darauf abzielte, die Menschen der Führung Gottes zu unterstellen. In der womöglich täglich abzuhaltenden «stillen Zeit» erfahre man, was Gott mit einem vorhabe und welche Sünden seinem Vorhaben im Wege stünden. Die Forderungen Gottes hatte Buchman in vier Imperativen, «Absolute» genannt, zusammengefasst: Absolute Ehrlichkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit, absolute Liebe. Der Zulauf zur Gruppe war enorm. In Meetings beichteten selbst bekannte Wirtschaftsführer, Politiker, Professoren, hohe Offiziere öffentlich ihre Sünden, offenbar fast durchwegs Männer. Frauen schienen weniger begierig zu sein, coram publico ihre heimlichen Verstöße gegen die gängige Moral zu bekennen. Von alledem wusste der Knabe, seitdem ein Progymnasiallehrer mit leuchtenden Augen erzählt hatte, wie er durch die Gruppe und durch das rückhaltlose Bekenntnis seiner Seitensprünge wieder zum treuliebenden Ehemann geworden sei. Welcher Art die Seitensprünge gewesen wären, hätte die pubertierenden Schüler bren-

nend interessiert, verriet der «Geheilte» jedoch nicht. Penetranten Missionseifer entwickelte in den folgenden Klassen dann ein anderer Lehrer. Er forderte die Schüler auf, ihre Verstösse gegen die vier Absoluten aufzuschreiben, sei's auch nur in Stichworten, und das Sündenpapier in eine zum Briefkasten umfunktionierte Kartonschachtel zu werfen, die er vorne an die Wand heftete. Folgsam, wohl auch eingeschüchtert, deponierten überraschend viele Schüler ihre Bekenntnisse – Onaniegeständnisse vielleicht auch? – im Sündenbriefkasten. Möglicherweise spielte dabei die Hoffnung auf bessere Benotungen ebenfalls eine Rolle. Die Zettel durften zwar auch anonym eingeworfen werden. Doch was hiess da schon anonym? Um unerkant zu bleiben, hätte man die Handschrift bis zur Unkenntlichkeit verstellen, verleugnen müssen.

Nach einigen Wochen hielt der Lehrer den Knaben eines Tages nach Schulschluss zurück, blickte ihn sehr lange, doch unangenehm sanft, fast traurig aus kugelrunden Äuglein an. Dann fragte er, weshalb von ihm nie ein Bekenntniszettel abgegeben worden sei? Weil er, ganz einfach, keine Sünden begangen habe, entgegnete der sonst eher zurückhaltende Knabe, mit einem Mal und zu seiner eigenen Überraschung auftrumpfend, herausfordernd. Plötzlich brach Empörung, Auflehnung aus ihm heraus: Ihn widerere die Oxfördlerei an und er weigere, ja verbitte sich, moralisch ausspioniert zu werden, auch stelle er sich den «neuen Menschen» total anders vor. Bestürzt blickte der Lehrer, sein Gesicht rötete sich, vor Zorn vermutlich, doch blieb er gefasst, murmelte nur sanft, beinahe tonlos: «Was ist denn los mit dir?» Der Knabe, Jüngling wohl schon, schwieg, drehte sich dann abrupt um und ging. Er wusste genau, was mit ihm los war. Nach Hermann Hes-

ses *Demian* hatte er soeben auch dessen *Steppenwolf* verschlungen: Lektüren, die ihn für Oxford'sehen Puritanismus ein für alle Mal unempfänglich gemacht hatten.

Abschiede von Europa

Niemand reiste nach Spanien. In Spanien war Bürgerkrieg. Für Gymnasiasten kaum ein Thema, auch dann nicht, als italienische Truppen und deutsche Sturzkampfflieger einzugreifen begannen. Spanien war weit weg. Näher lag da schon Österreich. Dort glaubte man, mit einem hauseigenen Faschismus deutsche Annexionsgelüste besänftigen zu können. Hitler, wusste der ältere Bruder des Jünglings, sei selber ein Österreicher und heiße in Wahrheit Schicklgruber. Wäre die Begeisterung für ihn vielleicht weniger enthusiastisch gewesen, wenn seine Anhänger «Heil Schicklgruber» hätten rufen müssen?

In Zagreb, wo sie als Kinderschwester arbeitete, hatte die jüngste Tante des Jünglings sich in einen Österreicher verliebt und ihn alsbald geheiratet. Da nicht ganz klar war, womit dieser seinen Lebensunterhalt bestritt, fürchtete die Schweizer Verwandtschaft, er könnte es vor allem auf die Ersparnisse der fleissigen Tante abgesehen haben. Als der frisch Angetraute sie auch noch zur Auswanderung nach Argentinien überredete, wuchs das Misstrauen erst recht. Der Bergwöhnte freilich schien zu argumentieren, bald werde Hitler sich ganz Europa unterwerfen, wahrscheinlich auch die Schweiz – nichts wie fort also, möglichst weit weg, nach Argentinien eben, einem Land mit Zukunft, nach Buenos Aires,

der friedlich aufblühenden Metropole, wo die Tante denn auch schon eine Stelle als Kindererzieherin in einer schwerreichen Armenierfamilie in Aussicht hatte. Bei ihrem Abschiedsaufenthalt in der Schweiz präsentierte sie den Österreicher der Verwandtschaft und siehe da, er entpuppte sich als höchst liebenswürdiger, sogar ausgesprochen charmanter Mann mit sehr guten Manieren. Dennoch empfahl der Vater des Jünglings der Schwägerin, nicht sofort sämtliche Ersparnisse nach Buenos Aires transferieren zu lassen. Vergeblich. Die schon immer Unternehmungsfreudige, energisch Zupackende wollte all ihr Geld nicht nur vor Hitler in Sicherheit bringen, sondern plante, drüben so bald wie möglich ein Renditehaus zu erwerben und eine Konditorei zu betreiben.

Auch etlichen Schweizer Juden war Hitler zu erfolgreich, Europa zu gefährlich geworden. Einer jüdischen Nachbarsfamilie, die sich zur Auswanderung in die USA entschlossen hatte, half der Vater des Jünglings als Notar bei der Liquidation ihres hiesigen Besitzes. Ihr empfahl er nicht, Teile des Vermögens in der Schweiz zu belassen.

Verführbar

Nie hatte es den Jüngling gelüftet, bei theatralischen Darbietungen mitzuwirken, mit auswendig gelernten Rollentexten in fremde Charaktere zu schlüpfen, vermutlich deswegen, weil er sich nicht einmal über seinen eigenen Charakter im Klaren war. Seitdem ihn einst die Weihnachtsmärchen entzückt hatten, war er nie mehr im Stadttheater gewesen. In Theaterdingen waren seine Kenntnisse, sein Urteilsvermögen unentwickelt geblieben. Fiel er deshalb so leicht auf ein bombastisches Theaterprojekt herein? Doch liess sich nahezu die gesamte eidgenössische Prominenz ebenfalls betören, von Bundesrat Etter bis zum Stadtpräsidenten von Zürich, einem Sozialdemokraten, vom erzkonservativen Gonzague de Reynold bis zum linken Schriftsteller Jakob Bühler oder zum Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler.

Lieburg nannte sich der Initiant des Kolossalprojekts, das im Herzen der Eidgenossenschaft, an deren «heiligem See», nämlich in Luzern, einen imposanten Theaterbau mit drei übereinander angeordneten Bühnen und 2'500 Plätzen vorsah. Beim Luzerner Bahnhof hatte der Generaldirektor der Bundesbahnen bereits ein geeignetes Gelände zugesagt. Kein simples bürgerliches Theater sollte dort entstehen, vielmehr eine Stätte für «Weihefestspiele», für ein «Totaltheater», das die eidgenössischen Gründungsmy-

then (Teil, Rütli, Gotthard) mit Liehburgs eigenem Drama *Hüter der Mitte* feierlich vergegenwärtigen würde. Eine Stiftung, alimentiert von finanzkräftigen Industriellen, war ans Werk gegangen, die Verwirklichung des patriotischen Grossprojekts voranzutreiben. Ein Informationsdienst orientierte laufend über den Stand der Dinge und das Echo in der Öffentlichkeit. Zu seinen Empfängern gehörte auch der ältere Bruder des Jünglings, der freilich bald einmal skeptisch geworden war, da er Liehburg als einen sehr von sich selbst eingenommenen Mann persönlich kennengelernt und zudem erfahren hatte, dass dieser in Wahrheit Meyer hiess, Max Eduard Meyer. Dem Bruder missfielen auch Liehburgs Frauengeschichten. Dem Jüngling hingegen imponierten sie, träumte er doch davon, dereinst selber von schönen Frauen begehrt und geliebt zu werden. Und verriet das Pseudonym Liehburg nicht dichterische Erfindungskraft? So hiess jedenfalls niemand sonst. Aufmerksam las der Jüngling die an den Bruder adressierten Informationsbulletins, verfasste eines Tages für diese sogar einen kleinen pathetischen Beitrag, der als eine «Stimme der Jugend» tatsächlich auch abgedruckt wurde. Er – doch, wie gesagt, nicht er allein – hielt Liehburgs Projekt für eine visionäre Manifestation helvetischer Selbstfindung in verwirrter, gefährlicher Zeit. Dass ihm die *Hüter der Mitte* nicht so recht einleuchten wollten, schrieb er seiner Theaterignoranz zu. Wenn aber, sagte er sich, ein so renommierter Fachmann wie der Theaterregisseur Oskar Wälterlin sich für das Drama und desgleichen für die Weihstätte einsetzt, beweist dies doch wohl Liehburgs Qualitäten.

Mit dem Kriegsausbruch und der Mobilmachung der Armee setzte dann die Agonie des Projektes ein. Und recht bald schon ge-

riet es in Vergessenheit, mit ihm auch der Dichter Liehburg. Die Schweiz bekam es mit ganz anderen, drängenderen Problemen zu tun. Im Rückblick wurde auch dem Jüngling klar, wie sehr doch Liehburgs Dichten und Planen dem völkisch-neudeutschen Heroisierungsstil entsprach – oder vielleicht gar mit ihm wetteifern wollte?

Entdeckungen

Die doch recht nahen Sandsteinbrüche bei Ostermundigen, versteckt in einem Wald, hatte der Jüngling bisher nicht entdeckt. Ruedi Bohren jedoch, der neue Freund, aus Grindelwald, dem Gletscherdorf, nach Bern ins christliche Gymnasium gekommen, schlug vor, just dort zu zweit eine Vortragsübung abzuhalten. Auf einer seiner Erkundungen zu Fuss oder mit dem Velo in der Umgebung der Stadt war er eines Tages in die Steinbrüche geraten, deren Verlassenheit fast geisterhaft anmutete. Unter Ruedis Führung gelangte jetzt auch der Jüngling in die künstlich entstandene Felslandschaft. Beide hatten sie ihr Manuskript mit dabei. Demnächst sollten sie der Klasse mit einem Vortrag eine historische Persönlichkeit vorstellen. Ruedi hatte sich für Napoleon, der Jüngling für Friedrich den Grossen entschieden, dessen Lebensgeschichte, verfasst von Thomas Carlyle, einem von Deutschland begeisterten Schotten, er vor Kurzem gelesen hatte. Beherzt schrie Ruedi seinen Vortrag den glatten Felsschnittwänden entgegen, die den rhetorischen Trainings- und Kraftakt aber nicht einmal mit einem minimalen Echo belohnten. Auch sonst blieb es unter den graugrünen Felswänden totenstill. Erschöpft hatte Ruedi sich auf einen Steinblock gesetzt. Mit einem Mal kam dem Jüngling die

Übung blöd und lächerlich vor. Er genierte und weigerte sich, seinen Vortrag ebenfalls in die tauben Felsen zu brüllen.

In der Elfenau hatte Ruedi eine weitere Entdeckung gemacht. Im dortigen Wäldchen war er auf die Holzapfel-Kapelle gestossen, von deren Existenz der Jüngling keine Ahnung gehabt hatte. Im Lesesaal der neuen Landesbibliothek war ihm aber die Zeitschrift der Panidealistischen Vereinigung in die Hände gekommen. Gelegentlich hatte er in den Heften geblättert, hie und da einen Artikel halbwegs gelesen. Jedenfalls wusste er, dass «Panideal» der Weltverbesserungsentwurf hiess, mit dem Rudolf Maria Holzapfel sich anheischig machte, die desorientierte, zerstrittene Menschheit im Streben nach geistiger Erneuerung vereinigen, alle wissenschaftlichen, religiösen, sittlichen Kräfte miteinander in Einklang bringen zu können. Im «All-Ideal» sollte sich die «All-Sehnsucht» der Menschen erfüllen. So etwa, so ungefähr. Ein derartiger All-Anspruch schien dem Jüngling eher schon naiv als vermessen zu sein. Da Holzapfel die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tod 1930 in Bern verbracht hatte, ehrten ihn seine hiesigen Anhänger, deren es nicht wenige gab, mit der kleinen Gedenkapelle. Die beiden Gymnasiasten fanden die Pforte jedoch verriegelt. Wie sehr sie sich auch bemühten, durch ein schmutzgetrübtes Fenster den dämmrigen Innenraum auszuspähen, vermochten sie dennoch nichts zu erkennen. Möglicherweise war die Kapelle leer, sollte gerade diese Leere vielleicht an Holzapfels All-Ideal erinnern. Den Jünglingen freilich kam sie eher wie eine bereits vergessene, schon wie verwunschen anmutende Ge-

denkstätte idealistischer Vergeblichkeit vor, von der Spinnwebe und emporkletternder Efeu allmählich Besitz ergriffen.



Nachhaltiger wirkten zwei literarische Entdeckungen. Ruedi war auf Rainer Maria Rilkes *Stundenbuch*, der Jüngling auf Stefan Georges *Stern des Bundes* gestossen. Neue poetische Formeln, die neue Gefühlswelten, neue Lebensperspektiven erschlossen. Der Deutschlehrer, auf Klassik und Romantik fixiert, hielt beide Dichter für zu modern, zu unbedeutend, so dass er nicht auf sie eingehen mochte. Die zwei Freunde, sich alsbald in deren Œuvres hineinlesend, glaubten es besser zu wissen. Sie glaubten's nicht bloss, sie wussten es tatsächlich besser. Rilke wie George waren die letzten wahrhaft europäischen Dichter deutscher Sprache vor der Zerstörung der deutschen und teilweise auch europäischen Kultur durch den Nationalsozialismus.

Mittlerweile

Da die Gymnasialverbindung Patria ihre wöchentlichen Zusammenkünfte ohne Alkoholkonsum durchführte, genoss sie das Wohlwollen des Rektors, was, versteht sich, gegen sie sprach. Trotzdem liessen sich Ruedi und sein Freund zum Beitritt überreden. Noch gelüstete es sie nicht besonders nach Bier oder Wein. Mineralwässerchen also, Most auch. Und so, mangels Biercomment, bloss minimale studentische Rituale. Immerhin verfügte der Präses über ein Rapier, mit dem er, «Silentium» rufend, auf den Tisch schlagen konnte. Und ein Alter Herr, regelmässig anwesend, kitzelte die Corona mit Zötchen, die den Jugendlichen das Gefühl gaben, doch nicht bloss, wie Aussenstehende gelegentlich frotzelten, brave Buben zu sein. Durch das Verbindungsleben ergaben sich freundschaftliche Beziehungen auch zu Schülern aus höheren Klassen. Die Patria erlebte derzeit eine kleine, wie sich hernach zeigte, letzte Renaissance mit ab und zu denkwürdigen Abenden. So etwa orientierte einmal der aus dem Dritten Reich vertriebene, jetzt in Basel lehrende Theologe Karl Barth über die Situation der evangelischen Kirchen unter der Nazi-Diktatur, die mit den «Deutschen Christen» eine ihr willfährige Konkurrenzkirche lanciert hatte und Theologen förderte, die mit viel exegetischen Verrenkungen die Behauptung aufstellten, **Jesus sei nicht**

Jude, sondern Arier gewesen. Gefährlicher als die Deutschen Christen jedoch sei, so Barth, die schleichende Anpassung der Landeskirchen an das NS-Regime. Von all diesen Dingen, vom deutschen Kirchenkampf, von der Bekennenden Kirche, zu deren Entstehung Barth entscheidend beigetragen hatte, war im obligatorischen Religionsunterricht – zwei Stunden wöchentlich – nie die Rede gewesen. Dabei hatte Barth einst doch ebenfalls dieses christliche Gymnasium bis zur Matur absolviert, war ebenfalls Patrianer gewesen. Wohl deswegen und auch, weil Andreas Lindt, einer seiner Neffen, der Activitas angehörte, war er der kecken Einladung in den kleinen Kreis der halbflüggen «Gymeler» gefolgt. Der umstrittene, auch in der Schweiz und in Bern heftig befehdete Theologe überraschte durch das Fehlen jedweder professoralen Attitüde. Geduldig, manchmal mit belustigt aufblitzenden Augen, ging er auf alle Fragen ein, selbst auf die dümmsten, so dass der Frager nachher das Gefühl haben durfte, gar nicht so dumm gefragt zu haben.

Ein Gastreferent und Diskutant ganz anderer Art war der reformierte Pfarrer Karl Bäschlin aus Schangnau im hintersten Emmental. Als bekennender Anthroposoph hatte er Schwierigkeiten mit seiner Landeskirche bekommen und bangte um seine Stelle – zu Recht, wie sich geraume Zeit später herausstellen sollte. Erstmals hörte der Jüngling Näheres über Rudolf Steiners Lehre, von der sich Bäschlin eine Erneuerung des christlichen Denkens und des sozialen Lebens versprach. Und tatsächlich wusste der feinsinnige Pfarrer Eindrückliches über praktische Anwendungen der Steiner'schen Lehren zu erzählen, beispielsweise in der Landwirtschaft, in der Medizin, aber auch in der Pädagogik.

Nicht umsonst hatten sich bernische Volksschullehrer in beträchtlicher Zahl der Anthroposophie zugewandt, zum Missfallen des Synodalrates, der reformierten Kirchenleitung, und angeblich auch der Regierung. So schöpferisch und erfolgreich die Anthroposophie in manchen Lebensbereichen offenkundig war, so wenig vermochte dem Jüngling ihre spekulative Theorie einzuleuchten. Weder der Glaube an Wiedergeburten noch die Rede von übersinnlichen Welten zogen ihn an. Immerhin aber schien hier ein Reformwille am Werk zu sein, der Respekt verdiente und mit dem verglichen die Oxfordgruppen-Bewegung moralisch und der Panidealismus idealistisch einfältig anmuteten.

Mittlerweile hatte Hitler den österreichischen Bundeskanzler Schuschnigg zu sich nach Berchtesgaden zitiert. In der verzweifelten Hoffnung, die Unabhängigkeit seines Landes bewahren zu können, hatte dieser der ultimativen Aufforderung Folge geleistet. Hitler kanzelte ihn ab, zwang ihn zu Konzessionen, die einer Kapitulation gleichkamen. Einen Monat danach marschierten deutsche Truppen, meist freudig begrüßt und bejubelt, in Österreich ein, aus Deutschland wurde Grossdeutschland. Und welches Land würde die nächste Beute des Triumphators werden? In der Schweiz kam Bangnis auf, auch Trotz allerdings. Die bürgerlichen Parteien beendeten ihre Flirts mit der Nationalen Front und anderen faschistischen Gruppen endgültig. Im Parlament stimmten auch die Sozialdemokraten nunmehr für Militärkredite. Der ältere Bruder des Jünglings deutete an, dass er bei der «Frena» mitarbeite, einem freiwilligen Nachrichtendienst, der Informationen über Nazi-Umtriebe in der Schweiz sammeln wolle. Darüber, wer die Frena leitete und die Informationen auswertete, schwieg

er sich aus, wusste es vielleicht selber nicht, so dass dem Jüngling nie klar wurde, ob es sich dabei eher um einen Plan oder doch um eine tatsächlich funktionierende Organisation handelte.

Jazz

«**Non scholae sed vitae discimus**» war in der Latein-Grammatik zu lesen gewesen, nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir. Begann das Leben somit erst nach der Schule? Je erfolgreicher Hitler aber war, desto ungewisser sah die Zukunft nach der Schule aus. Würde es dann überhaupt noch ein Leben geben? Und wenn ja, was würde das für ein Leben sein? Die Stimmungen, auch die des Jünglings, changierten hin und her zwischen Fatalismus und Lebenshunger, der auf Erfüllungen hier und jetzt drängte. Bestens entsprach dem der bald melancholisch-bluesige, bald rebellisch aufbegehrende Jazz aus den USA. Für die Nazis das Produkt einer minderwertigen Rasse und im Dritten Reich deshalb verboten. Als «Negermusik» oder «Negergelärme», als Verhöhnung des «gesunden Volksempfindens» lehnten ihn auch viele Eidgenossen entschieden ab. Aus dem Programm des Landessenders Beromünster blieb er verbannt. Zum Glück brachte wenigstens Radio Sottens, der französischsprachige Sender, regelmässig authentischen Jazz zu Gehör, vornehmlich mit *Jazz Hot*, einer Sendung von Hughes Panassié.

Jazzkenner, aber auch selber Klavierjazzler war ein Mitschüler des Jünglings. Alle nannten ihn Mésché. Richtig hiess er Meyer, Hans Ruedi Meyer. Er absolvierte den fliegerischen Vorunter-

richt, weil er dereinst neben dem Medizinstudium Militärflieger werden wollte. Mésché sammelte amerikanische Jazzplatten von Louis Armstrong, Duke Ellington, Count Basie, Nat King Cole und vielen anderen. Eines Abends führte er bei sich im elterlichen Haus seine neuesten Erwerbungen vor. Zusammen mit dem Jüngling hatte er dazu auch Hazy Osterwalder eingeladen, einen Schüler des städtischen Gymnasiums, Initiant und Pianist einer kleinen Jazz-Combo, die gegen bescheidenes Entgelt an jugendlichen Festivitäten, auch an Tanzanlässen der Patria, aufspielte. Kurz entspann sich an jenem Abend ein Disput darüber, was von Teddy Stauffer und seinen Original Teddies zu halten sei, einer Band, die mit viel Erfolg auch in Deutschland auftrat. Ja eben, bemerkte Mésché trocken. Warum «eben»? Die Teddies, so Mésché, spielten jetzt kaum noch Jazz, sondern gängige Schlagermusik, wie sie in Deutschland zugelassen sei. Hazy hielt dagegen: Immerhin spielten bei den Teddies nach wie vor hervorragende Jazzmusiker, Ernst Höllerhagen, Buddy Bertinat zum Beispiel, und vielleicht versuchten sie, das Jazzverbot im Dritten Reich listig zu unterlaufen, zwischen den Schlagern Jazz gewissermassen einzuschmuggeln. Zum Abschluss jenes Abends setzten Mésché und Hazy sich in der Wohnstube ans Klavier. Vierhändig jazzten sie drauflos, so gut es ging, Patzer, Pannen, Abstürze mit Gelächter quittierend.

Nach allzu langer Klavierstundenplackerei hatte sich der Jüngling einst ebenfalls als Jazzpianist versucht, gab jedoch, trotz der Ermunterungen Méschés, der selber nie einen Klavierunterricht besucht hatte, bald wieder auf, da er glaubte, zu wenig Talent zu haben, um jemals auf einen grünen Zweig kommen zu können.

Mehr und mehr waren es überdies Lektüren, Romane und Gedichte, die seine Welt- und Lebensneugier stillten und gleichzeitig stets wieder neu anstachelten. Vor Erregung ungeduldig verschlang er die Bücher, kein seriöser Leser, lesesüchtig, lebenssüchtig vielmehr. Lesen als Lebensersatz, als Droge, die über die Frustrationen täglicher Notenbüffeleyen hinweghalf. Auch hierbei stiess er, Zufall oder nicht, auf das Phänomen Jazz, verkörpert etwa im Saxophonisten Pablo aus Hermann Hesses *Steppenwolf*. Jazzig ebenfalls die rasante Diktion, die sinnlich-hektischen Bildsequenzen von Kiabunds Romanen oder in expressionistischen Dichtungen. Dank eines antiquarisch aufgestöberten Bildbandes hatte er auch die Graphik und Malerei des Expressionismus entdeckt. Als er im Deutschunterricht ein Referat zu halten hatte über ein frei gewähltes Thema, entschied er sich für einen Lichtbildervortrag über expressionistische Bildkunst. Sogleich erkannte Mésché, der den Projektionsapparat bediente, deren Verwandtschaft mit dem Jazz. Für den Deutschlehrer hingegen war beides ein Symptom kulturellen Niedergangs. Angesichts der vielen, für ihn «primitiven», d.h. afrikanischen Formelemente in den gezeigten Bildwerken, verzog er, mehr leidend als missbilligend, den Mund, enthielt sich danach aber jeden Kommentars, war jedoch so frei, den Vortrag gut zu benoten.

Irrlicht Frieden

Herbst 1938. Hitler, Mussolini, Frankreichs Ministerpräsident Daladier sowie Neville Chamberlain, der britische Premierminister, handelten in München ein Abkommen aus, das die Tschechoslowakei zwang, ihre mehrheitlich von Deutschen besiedelten Randgebiete, das Sudetenland, an das Dritte Reich abzutreten. Gutgläubig wähten Chamberlain und Daladier, damit Hitlers letzte Expansionswünsche erfüllt zu haben. Chamberlain versprach der Welt «Frieden für unsere Zeit». Er schien Hitlers *Mein Kampf* nicht gelesen zu haben. Jubelnd begrüsst marschierte die deutsche Wehrmacht ins Sudetenland ein. Grossdeutschland war noch einmal grösser geworden.

In der Schule kam es in der grossen Vormittagspause vor dem Lehrerzimmer zu einer spontanen Diskussion. Ein jüngerer Progyrnasiallehrer, von fragenden Schülern umringt, warnte vor Illusionen: Europa sei bloss eine Galgenfrist gewährt worden, Hitler plane weitere Annexionen, er könnte dabei auch die deutschsprachige Schweiz im Auge haben. Andere Lehrer wollten in Chamberlain dagegen einen von christlichem Geist beseelten Friedensstifter sehen.

Hin und wieder verfolgte der Jüngling die Verhandlungen des National- oder Ständerats. Schliesslich war das Parlamentsgebäude bloss einige hundert Meter vom christlichen Gymnasium

entfernt. Durch einen Seiteneingang und über einige Treppen empor gelangte man zu den Zuschauertribünen der beiden Kammern, unkontrolliert. Unten, in den zwei Sälen, plätscherten die Voten der Abgeordneten meistens recht eintönig dahin. Von Alarmstimmung oder gar Kriegsangst war kaum etwas zu verspüren. Gering auch das Publikumsinteresse, die Tribünenplätze blieben grösstenteils leer. So gefährlich, sagte sich der Jüngling, kann die Lage also noch nicht sein. Warum aber befahl ihm von einem Tag auf den andern und fast imperativisch die Lust auf Dauerläufe? Als hätte der Körper intuitiv auf die Bedrohungslage reagieren, Ängste abreagieren wollen. Und so trabte er denn spätnachmittags über nahe Strässlein, einsame Feldwege und, falls es noch hell genug war, kreuz und quer durch das herbstliche Schosshaldenwäldchen, wodurch der Schmalbrüstige, Kurzatmige hoffte, sein Lungenvolumen erweitern zu können. Trainierte Laufmuskeln, eine gute Atemtechnik und Ausdauer, dachte er, würden dereinst vielleicht von Nutzen sein. Wozu denn? Um schlimmstenfalls, verspottete er sich selbst, davonrennen zu können, wenn «die Schwaben» kämen.

Wer überhaupt hatte Hitlers Buch *Mein Kampf* gelesen? Der Jüngling kannte niemanden. Buchhändler schienen nur wenig darauf erpicht zu sein, es im Schaufenster oder im Ladeninnern sichtbar zu präsentieren. Schon gar nicht die vom Gymnasiasten bevorzugte Buchhandlung von Herbert Lang, einem religiösen Sozialisten, der Naziliteratur möglichst ignorierte. Vor wenigen Jahren noch war er von nationalistischen Studenten und armeenahen Kreisen boykottiert worden. Angesichts der aggressiven Politik und Aufrüstung des Dritten Reiches stellte Lang dann aber, wie

die Sozialdemokraten insgesamt, die Notwendigkeit einer militärischen Landesverteidigung nicht mehr länger in Abrede, worauf auch die bürgerliche Kundschaft sein Geschäft, weil es gut und kompetent geführt war, nach und nach wieder aufsuchte.

Die sich zuspitzende Lage hatte zwei junge Juristen und Milizoffiziere bewogen, den Berner Gymnasiasten eine Art Seminar anzubieten. Etwa zwei Dutzend Interessierte fanden sich an mehreren Abenden in einem Schulzimmer des Städtischen Gymnasiums Kirchenfeld ein. Der Jüngling war der Einladung am Schwarzen Brett seiner christlichen Schule ebenfalls gefolgt. Die Seminarleiter versuchten, den Gymnasiasten die weltanschaulichen Hintergründe der Nazi-Ideologie und die jüngsten politischen Entwicklungen zu erklären. Erstmals hörte der Jüngling dabei den Namen Carl Schmitt, mit dessen autoritären Rechts- und Staatstheorien sich die jungen Juristen besonders eingehend und kritisch auseinandersetzten. Gefragt, was denn von der in Deutschland erscheinenden Belletristik allenfalls lesenswert sein könnte, wiesen sie auf Ernst Wiechert hin, der eben noch zwei Monate im Konzentrationslager Buchenwald interniert gewesen war, und auf Werner Bergengruens Roman *Der Grosstyrann und das Gericht*. Und dann, nicht zu vergessen, sei da auch noch Ernst Jünger, eine politisch schillernde Figur zwar, aber doch ein bedeutender Autor.

Vivere

Gerne hätten Armeekreise den im Volk wachsenden Abwehrwillen gegen Hitlerdeutschland genutzt, um den militärischen Vorunterricht für Jugendliche für obligatorisch zu erklären. Die Stimmbürger hatten eine derartige Militarisierung der Jugend jedoch abgelehnt, der Vorunterricht blieb freiwillig. Weder an ihm noch an einem Jungschützenkurs nahm der Jüngling teil. Nicht etwa aus pazifistischem, vielmehr aus höchst egoistischem Antrieb. In den schulfreien Zeiten wollte er seinen Neigungen freinachgehen, sein eigenes Leben leben dürfen. «Vivere!», Leben! verkündete mit rebellischem Nachdruck ein italienischer Schlagger, der im Radio immer wieder zu hören war. Dem Jüngling fuhr er ein als Aufruf, das Leben nur ja nicht auf morgen, übermorgen zu verschieben. Wer wusste denn schon, was dannzumal sein würde? Verdammter Hitler! Schien tatsächlich imstande zu sein, der Jugend überall ihre Jugend zu stehlen und all das, was eine Jugend schön machen kann: Intensität, Neugier, Lust, erste Lieben. Vivere also, aber jetzt, aber hier – oder beispielsweise im winterlichen Adelboden.

Dort hatte Hanno für die achttägigen Skisportferien ein Zweierzimmer mit Frühstück gemietet in einem braungebeizten, gemütlich nach Holz riechenden Chalet. Kein fließendes Wasser, dafür auf einer betagten Kommode zwei wärschafte Porzellan-

schüsseln mit Wasserkrügen. Das Gemeinschaftsklo, mit Wasserspülung immerhin, befand sich am Ende eines dämmerigen, deshalb auch tagsüber notdürftig beleuchteten Korridors. Unter fast jedem Schritt knarrten die alten Holzdielen. Hanno, Mitschüler des Jünglings, jedoch zwei Jahre älter, war ein Lebenskünstler mit schauspielerischem Talent. Diesem verdankte er die Ernennung zum Klassenchef. Als solcher hatte er unter anderem die Absenzenliste zu führen, in die er aber kaum je eine unentschuldigte Absenz eintrug. Dank Hannos Generosität bot sich dem Rektor, dem die Absenzenkontrolle regelmässig vorgelegt werden musste, das erfreuliche Bild einer stets fast vollzählig anwesenden Klasse. Auch sonst tat Hanno Gutes, vermittelte z.B. Mädchen für Tanzanlässe. Mit jedermann, speziell aber mit Mädchen, wusste er leicht hin zu plaudern, erzählte Geschichten, die ebenso gut wahr wie frei erfunden sein konnten. Sein Lieblingsautor war Thomas Mann, bei dem er, der Hans, denn auch die klangvollere Namensform Hanno entliehen hatte. Falls er dazukam, schrieb er ebenfalls, hatte sogar eine hübsche Liebesnovelle verfasst. Grund genug für den Jüngling, von ihm auch in Adelboden Hilfe bei der Anbändelung mit Wintersportlerinnen zu erhoffen. Tagsüber oblagen beide, manchmal auch jeder für sich, dem Skilauf, stiegen mit Seehundsfellen unter den Gleitflächen der Skis bergauf, um später, etwa nach einer nahrhaften Suppe in der Hahnenmoos-Beiz, über gewellte, gemuldete Schneehänge wieder ins Tal hinunterzuschwingen. Abends, nach einem billigen Nachtessen und einer Bummelei durch die belebte Hauptstrasse des Dorfs liessen sie sich in der Tanzsaal eines einfachen Hotels nieder, wo eine Drei-Mann-Kapelle schlecht und recht zum Tanz aufspielte.

Bereits am ersten Abend hatte Hanno, der Tausendsassa, sich zum Hahn im Korb eines busperen Mädchentrios gemacht, sich an dessen Tisch gesetzt. Als «Damenwahl» ausgerufen worden war, stand plötzlich ein Mädchen vor dem allein an seinem Tischchen sitzenden Jüngling, bat ihn lächelnd zum Tanz. Keine auffällige Schönheit, ein Mauerblümchen eher. Obgleich er mürrisch geblieben war, hatte sie ihn angestrahlt und ihm, der nicht anders als einwilligen konnte, die Zusage auch für die nächsten Tanzrunden entlockt. Ähnlich am folgenden Abend: Hanno mit dem Mädchentrio und er, der Jüngling, ein Damenwahlopfers des Mauerblümchens. Zärtlich schmiegte sich ihr Körper an ihn, drängte ihn von den Tischen fort, wo zuvorderst ihr älterer Bruder sass und mit Argusaugen über sie wachte, im Auftrag der Eltern vielleicht. Nachher, als sie im Chalet unter die Bettdecken schlüpfen, klagte der Jüngling, das Mauerblümchen sei eine wahre Klette, nicht abzuschütteln – wie er sie bloss loswerden könnte, ohne geradezu grob zu werden? Unerwartet energisch wies Hanno ihn zurecht und behauptete, jedes Mädchen habe seinen eigenen Charme, man müsse ihn nur entdecken. Mauerblümchen? «Ich sage dir» – so Hanno –, «gerade die sind, wenn sie erst einmal Feuer gefangen haben, nicht zu bremsen und leidenschaftlicher als manch eine Hübsche, die sich weiss nicht was auf ihre Hübschheit einbildet, ich habe doch gesehen, wie wundervoll lieb sie dich angestrahlt hat. Sei also nicht blöd!» Hanno musste es wissen. Hanno, der einmal geseufzt hatte, Erwachsenwerden sei eine grosse, auch eine verdammt schwierige Kunst, manchmal aber eine Komödie, ein Tölpelschwank sogar und damit erst recht anspruchsvolle Kunst. Am nächsten Abend war es der Jüngling, der das Mädchen,

Lys hiess sie, sofort zum Tanz bat. Lys fiel ihm sozusagen um den Hals, suchte sofort Körperkontakt, legte beide Arme um seinen Nacken. Streng blickte der Bruder, strenger noch, wütend fast, als sie sich anstatt wieder zu ihm zum Jüngling an dessen Tischchen setzte. Erfreut blinzelte Hanno den beiden zu. Nachher, im Chalet, begann er Pläne zu schmieden, wie Lys und eine seiner neuen Freundinnen hierher ins Zimmer gebracht werden könnten, um abseits jeder Öffentlichkeit in den Genuss noch avancierterer Liebkosungen zu kommen. Am besten, befand er, würde sich dazu der späte Nachmittag eignen, nach der Rückkehr von den Abfahrtspisten. Da liesse sich wohl auch dem lästigen Bruder relativ leicht ein Schnippchen schlagen. Selber war er noch unschlüssig, welches seiner Mädchen er für diese Lustbarkeit auswählen möchte. Am nächsten Abend sondierte der Jüngling, ob Lys Lust hätte, morgen spätnachmittags ins Chalet entführt zu werden. Lys, sofort Feuer und Flamme, küsste ihn, als der Bruder gerade nicht hinsah, auf den Mund. Etwas verlegen zog Hanno, als sie wiederum im Chalet und schon im Pyjama waren, ein kleines Päcklein aus seinem Rucksack. Pariser, sagte er, bei einem Coiffeur in der Altstadt gekauft, für den Notfall sozusagen, ich habe aber noch nie einen benutzt, eigentlich, weisst du, bin ich ein Idealist, der an die grosse Liebe glaubt.

Am nächsten Vormittag verklärte, verzauberte die Februarsonne die weissen Bergkuppen und Hänge rundherum über Adalboden. Beim Aufstieg kam der Jüngling, allein diesmal, Hanno war mit einem der Mädchen unterwegs, ganz schön ins Schwitzen. Umso genussvoller die Abfahrt dann, beide Seehundsfelle im Rucksack verstaut. Die schweren Eschenholzkis legten bald einmal ein hohes Tempo vor.

Je schneller, desto leichter und wie im Flug ergaben sich die Christianiaschwünge. Vivere! Vivere! Luis Trenkers weisser Rausch! Plötzlich dann aber flog der Jüngling tatsächlich. Eine des Blendlichts wegen übersehene Bodenwelle spickte ihn hoch in die Luft, schleuderte ihn dann auf die Piste, ohne dass die Bindungen sich lösten. Wie er sich an den Skistöcken wieder hochzog, verspürte er in der Knöchelgegend des linken Fusses einen stechenden Schmerz. Ein bisschen liess er wieder nach, beim Weiter- und Talabgleiten. Doch beim Dorfeingang drückte der linke Schuh so unangenehm, dass er die Schnürung lockern musste. Der Fuss war geschwollen. Die Chaletbesitzerin riet, einen Dorfarzt aufzusuchen. Allein, mit Skilauf und Tanzen war's nun wohl vorbei. Kurzerhand entschloss er sich, mit dem Postauto nach Frutigen hinunter und von dort mit der Bahn nach Bern zu fahren, zu seinem Onkel, dem Arzt. Für Hanno hinterliess er eine Mitteilung mit dem P. S.: «Grüsse Lys und erklär's ihr.» Dann packte er seine Siebensachen in den Rucksack, zahlte seinen Mietanteil, schulterte die Skis und humpelte zum Postauto. In Bern stellte der Onkel eine Verstauchung fest, keine Fraktur also. Er verordnete Umschläge mit essigsaurer Tonerde.

Nach einer Woche humpelte er, den Knöchel mit einer elastischen Binde umwickelt, zur Schule, die den Lehrbetrieb mittlerweile wiederaufgenommen hatte. Hanno berichtete, Lys sei bestürzt gewesen, habe Augenwasser bekommen, ein herzensgutes Mädchen eben. Sonst sei nichts mehr passiert. Nein, keine intimere Schmuserei, er habe sich für keines der Mädchen entscheiden können, was ja nur Neid und Missgunst unter sie gebracht hätte. Hannos gutes Herz! Gewürzt mit einer Prise Angeberei na-

türlich. Oder war er, der den amourösen Schwerenöter so erfolgreich zu spielen wusste, sich mit seinen Parisern wichtig machte, als wäre deren Kauf eine heimliche Heldentat gewesen, denn doch empfind- und tugendsamer, als er zugeben mochte?

Trotzdem ins Dritte Reich

Stets war Weimar das Hauptziel der Maturreisen gewesen. Und jetzt, in den Frühlingsferien 1939? Manche Eltern wollten ihren Söhnen und (erst vereinzelt) Töchtern keine Reise ins nationalsozialistische, anscheinend zum Krieg entschlossene Deutschland gestatten. Inopportun, zu gefährlich auch. In der Maturklasse, der Oberprima, gab es deswegen zu wenige Anmeldungen. Im Tabaksgewölk des Lehrerzimmers kam man deshalb auf den Gedanken, den auch Rektor und Schulkommission guthiessen, die Weimar-Reise ebenfalls der Prima, der nächstfolgenden Klasse also, derjenigen des Jünglings, anzubieten – als hätte man da schon gehäht, dass deren Maturreise im Frühjahr 1940 nicht mehr würde stattfinden können. Auch in der Prima freilich meldete sich bloss eine Minderheit an. Immerhin kamen so genügend Reisebereite zusammen. Für die meisten von ihnen, auch für den Jüngling, war es die erste Auslandsreise.

Uniformen! Uniformen! war der erste und nachhaltigste Eindruck in und von Deutschland. Uniformen in vielerlei Farben, Farbtonungen, Farbkombinationen. In Bahnen und Bahnhöfen, auf Strassen, in Restaurants und Geschäften: Uniformen überall! Die erdbraunen Hemden der nationalsozialistischen Sturmabteilungen (SA) waren, anders als erwartet, nur selten zu sehen. Dank

ihrer bunten Vielfalt wirkte die Uniformenflut keineswegs monoton oder gar bedrohlich, vielmehr belebten sie jedes Strassenbild mit einer fast schon frivolen Heiterkeit, von der die graugekleideten Zivilisten und Zivilistinnen wenig vorteilhaft abstachen. Kam noch dazu, dass die Uniformen fast durchwegs gut geschnitten waren, ihren Trägern ein schneidiges Aussehen verliehen. Selbst bei gering Graduierten war das Uniformtuch so fein wie in der Schweiz nur dasjenige von Offiziersuniformen. Kein Vergleich also mit den grobtuchigen, schlechtsitzenden Bekleidungen schweizerischer Wehrmänner. Der schöne Schein konnte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Berner Gymnasiasten in ein offensichtlich kriegsbereites Land gekommen waren. Total mobilisiert auch manche Köpfe. Auf einem Umsteigebahnhof hielt der korpulente Bahnhofsvorstand den jungen Schweizern, die auf den Anschlusszug warteten, unaufgefordert eine fulminante Propagandarede, die in der Behauptung gipfelte, Adolf Hitler sei der neue Christus. Unwillig wandten sich einige ab, andere grinnten und widersprachen, was keineswegs etwa mutig war, da der rotbemützte Hitler-Missionar berndeutsche Spott- und Schmähwörter («Schlämperlige») nicht verstehen konnte.

Der masslose Anspruch der staatsbeherrschenden NSDAP (National-Sozialistische Deutsche Arbeiter-Partei) begegnete der Reisegruppe baulich augenfällig in Nürnberg, im monumentalen Aufmarschstadion der alljährlichen Reichsparteitage. Durch Filmwochenschauen, wie sie in den Kinos vorgängig des jeweiligen Programmfilms gezeigt wurden, hatte der Jüngling auch in Bern etwas von der ebenso meisterlichen wie irrwitzigen Inszenierungskunst der Nürnberger Parteiaufmärsche mit all ihren Fahnen und

Standarten mitbekommen, hatte ebenfalls kurze Bildsequenzen aus Leni Riefenstahls Parteitagfilm gesehen, der den Monsteranlass beschönigte, verklärte. Insofern war ihm das architektonische Pathos des Riesenstadions bereits bekannt. Jetzt allerdings, da sich die weiträumige Anlage den Touristenblicken menschenleer darbot, wirkte sie noch kolossaler und zugleich seltsam entrückt. Wo einmal im Jahr die militärisch stramm aufmarschierten, sozusagen paketweise geordneten Parteiformationen ihr hunderttausendfaches «Sieg Heil! Sieg Heil!» dem Führer entgegenbrüllten, gähnte nunmehr Leere, herrschte steinerne Stille. Wie verloren irrten die Gymnasiasten mit ihren drei Lehrern umher, ziellos, ratlos: Was hier denken? Was auch sagen? Zu Hause würde man dann erzählen können, man habe auf der Rednerempore Adolf Hitlers gestanden und einer habe in die Leere hinausgerufen: «Der Hitler ist ein Löl!»

Auf nochmals andere Weise manifestierte sich der totale Herrschaftsanspruch des Dritten Reichs in Weimar, denn eben gastierte dort die Wanderausstellung *Entartete Kunst*, zusammengestellt (vermutlich aus enteignetem jüdischem Besitz) von der «Reichspropagandaleitung, Amtsleitung Kultur». Sie sollte dem deutschen Volk vorführen, wie international «verjudet», wie «kulturbolschewistisch» und weit abgeirrt vom «gesunden Volksempfinden» die moderne Kunst sei, heisse sie nun Futurismus, Kubismus, Dadaismus, Expressionismus oder Neue Sachlichkeit. Als eine Art Gruselkabinett wollte die Schau Abscheu erregen, denn, so Hitler im Ausstellungskatalog, das neue Deutschland wünsche endlich wieder eine deutsche Kunst, «und diese soll und wird wie alle schöpferischen Werte eines Volkes eine ewige sein». In den Ausstellungsräumen tuschelten da und dort Besucher miteinan-

der. Die meisten aber gingen rasch von Bild zu Bild, als absolvieren sie ein eher lästiges Pflichtpensum. Ganz anders Ruedi, der muntere Grindelwaldner: Ob vor einem Gemälde Ernst Ludwig Kirchners oder Schmidt-Rottluffs, ob angesichts einer Kokoschka-Graphik oder der «Heiligen vom inneren Licht» von Paul Klee, er tat sich keinen Zwang an und äusserte seine Bewunderung laut und ungeniert, als habe er vergessen, wo er sich hier befand. Erstaunte, teils auch amüsierte Blicke musterten ihn, sein leicht singender Grindelwaldner Dialekt fiel ohnehin auf. Doch gab es auch unwillige, empörte Reaktionen, so dass Klassengenossen ihn bitten mussten, seinen lauten Enthusiasmus für die angeprangerten Kunstwerke tunlichst zu dämpfen, um keine Unannehmlichkeiten zu provozieren. Da seine Begeisterung ehrlich und spontan war, fiel ihm das nicht leicht.

Vor allem aber bedeutete Weimar: Goethe! Schiller! Ihr Doppelstandbild vor dem Theater liess glauben, dieses heisse ihretwegen Nationaltheater. Irrtum jedoch. Einer der Lehrer klärte auf: 1919, nach der Niederlage des deutschen Kaiserreichs im Ersten Weltkrieg, war in diesem Theater eine Nationalversammlung zusammengekommen, um dem Friedensvertrag von Versailles – notgedrungen – zuzustimmen und eine neue, nunmehr republikanische Verfassung zu erarbeiten, weswegen der neue Staat fortan dann «Weimarer Republik» genannt wurde. Von Anfang an aber hatten Nationalisten den Friedensvertrag als «Versailler Diktat» geschmäht. Die Nazis lehnten die Weimarer Republik erst recht als undeutsch, verjudet und insgesamt «entartet» ab. Nach ihrer Machtübernahme 1933 hatten sie deshalb schonungslos «aufgeräumt» und mit Aufräumen nicht mehr aufgehört. In der Strassen-

bahn, berichtete ein Mitschüler, habe ein Mann ihm erzählt, es existiere ganz in der Nähe ein Lager, wo Juden, Kommunisten, Sozialisten und andere Regimegegner gefangen gehalten würden, Genaues wisse man allerdings nicht, es zirkulierten nur vage Gerüchte, der Ort heisse: Buchenwald.

Ein ehrwürdiger Gelehrter, Professor Scheidemantel, führte die Gymnasiasten durch das Goethe-Haus am Frauenplan. Niemand wagte ihn zu fragen, was er vom neuen Deutschland halte, denn seine leicht gebückte Haltung und der bekümmerte Gesichtsausdruck verrieten eine stille Resignation und Trauer, die Zurückhaltung nahelegten.

Motorenlärm, sogar auch Panzergerassel riss die jungen Bildungstouristen eines Morgens aus dem Schlaf. Camions voller Soldaten – diese jetzt aber nicht mehr adrett und bunt, sondern grau uniformiert – rollten draussen vor den Fenstern vorbei – warum? wohin? Die Wehrmacht, hiess es im Frühstücksraum der Pension, marschiere seit heute früh in die Tschechoslowakei ein. Gab es Widerstand? Würden sich die Westmächte diesen Affront gefallen lassen? Nach nur einem halben Jahr setzte sich Hitler jetzt über das Münchner Abkommen hinweg. Dass England und Frankreich diese Unverschämtheit mit einer Kriegserklärung quittieren könnten, schien nahezuliegen. Die Lehrer blieben vormittags in der Pension, um die Ereignisse am Radio zu verfolgen und nötigenfalls die sofortige Ab- und Heimreise zu organisieren. Mittlerweile sahen sich ihre Schüler, einzeln oder in Grüppchen, noch ein bisschen in der Stadt um und spitzten natürlich die Ohren, um mitzubekommen, was die Leute nunmehr sagten. Sie redeten aber nicht viel, die Leute, machten vielmehr einen beklo-

menen, in sich gekehrten Eindruck. Keine Panik, kein Sturm auf Lebensmittelgeschäfte, nur hie und da einige Menschen, die vor einer Ladentür warteten. Ein diszipliniertes Volk, diese Deutschen. In der Auslage einer Buchhandlung entdeckte der Jüngling Stefan Georges Prosaband *Tage und Taten*. Er trat ein, um den blauen Band zu erwerben im Hinblick auf einen George-Vortrag, den er als Maturarbeit zu halten gedachte, genauer gesagt als eine Arbeit, die im Fach Deutsch für die Maturnote zählen würde. Der Buchhändler, ein älterer Herr, sagte: «George – auch der ist weggegangen, um bei euch in der Schweiz zu sterben.» Schwer zu sagen, ob in dieser Bemerkung Tadel oder Bedauern mitschwang. Jedenfalls hatte er den dialektalen Akzent des Jünglings richtig orten können. Dieser wunderte sich, kaum hatte er die Buchhandlung verlassen, dass er jetzt und hier an seinen Vortrag denken konnte.

Im Verlauf des Tages kamen die Lehrer zum Schluss, dass die Westmächte wohl nicht intervenieren würden. Keine vorzeitige Rückreise also. Der eingefädelt Tanzabend mit Weimarer Gymnasiastinnen konnte stattfinden. An ihnen bewahrheitete sich Jean Pauls seinerzeitige Mitteilung aus Weimar aufs Neue: «Hier sind alle Mägde schön», sonntäglich herausgeputzt erst recht.

Mobilmachung

Dann, Ende August 1939, überstürzten sich die Ereignisse. Überraschend schlossen das Deutsche Reich und die Sowjetunion einen Nichtangriffspakt, die Aussenminister Ribbentrop und Molotow posierten vor den Pressefotografen. Plötzlich sah sich die Welt mit der beklemmenden Möglichkeit konfrontiert, dass die zwei grossen Diktatoren daran gehen könnten, zunächst Polen, dann Europa und schliesslich den ganzen Globus unter sich aufzuteilen. Dabei hatten doch alle gemeint, der Mann mit dem kleinen und der mit dem grossen Schnauz seien sich spinnefeind, Nationalsozialismus und Kommunismus zwei unvereinbare Weltanschauungen. Betreten verstummten jene bürgerlich-konservativen und auch christlichen Stimmen, die Hitlerdeutschland bisher zugutegehalten hatten, es sei immerhin ein Bollwerk gegen die Rote Gefahr. Nicht weniger kleinlaut waren die westlichen, mit ihnen auch die schweizerischen Antifaschisten und Kommunisten, die ihrerseits die Sowjetunion bisher für das stärkste Bollwerk gegen Hitlers Expansionsdrang gehalten hatten. Totale Verwirrung also. Nachdem sie die Tschechoslowakei im Stich gelassen hatten, rafften Grossbritannien und Frankreich sich nunmehr auf und gaben Garantieerklärungen für die Unabhängigkeit Polens ab, das seinerseits die Armee mobilisierte. Allein, frühmorgens am 1. Sep-

tember bombardierte die deutsche Luftwaffe ohne Vorankündigung Warschau und rollten Panzerverbände ostwärts über die deutsch-polnische Grenze. Zwei Tage danach erklärten Grossbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg – zu spät für Polen, dessen Kavalleriedivisionen von den Geschützen der schon weit ins Land vorgestossenen Panzer niedergemäht wurden.

Am 1. September allgemeine Mobilmachung auch in der Schweiz. Da manche Lehrer sofort zu ihren militärischen Einheiten einrücken mussten, kollabierte der Schulbetrieb fast gänzlich. Drei Tage lang blieb der Jüngling der Schule ebenfalls fern. Mit einer Camionette fuhr Mésché, sein Freund, der den Fahrausweis gemacht hatte, kreuz und quer in der Stadt umher und sammelte zivile Fahrräder ein für die Armee. Als Helfer fuhr der Jüngling mit, lud Velos auf, stellte Quittungen aus, suchte auf dem Stadtplan Strassen und Wege, um die Familien ausfindig zu machen, die sich für die Abgabe eines Fahrrads telefonisch gemeldet hatten. Die zentrale Sammelstelle befand sich vor und in der baufälligen Turnhalle des Bürgerlichen Waisenhauses mitten in der Stadt. Dort holten Militärcamions die Velos ab. Ältere Hilfsdienstler führten die Kontrolllisten. Und wohin wurden die Fahrräder gebracht? In den Jura, sagte einer der Chauffeure. Ein anderer aber: Darf ich nicht verraten, militärisches Geheimnis. War das alles ernst zu nehmen oder eher skurril? Wozu benötigte die Armee eine so grosse Anzahl von Velos (ausschliesslich Männervelos, versteht sich)? Wollte sie im Ernstfall deutsche Panzer und Bomber mit Velosoldaten bekämpfen? Mésché jedoch meinte, in unserem hügeligen Gelände seien Velotruppen leicht beweglich, aus der Luft überdies schwer einsehbar, schwerer jedenfalls als Kavallerie.

Die schönen warmen Sommertage schienen vorbei zu sein. Nicht nur die Welt, auch der Himmel hatte sich verdüstert. Regen nieselte aus reglosem Graugewölk. Das Einsammeln der Räder, das Abladen im Innenhof des Waisenhauses, das Aufladen auf Armeelastwagen dauerte bis gegen zehn Uhr nachts. Aus einer hinter dem benachbarten Progymnasium aufgefahrenen Feldküche wurde in Kochkisten die nötigste Verpflegung gebracht. Alles in kürzester Zeit improvisiert. Erstaunlich deshalb, wie gut es funktionierte. Zwischen Fahrrädern, Turnbarren, einem Turnpferd und allerlei Kisten schliefen die Freunde auf dem maroden, von Fäulnis angefressenen, deshalb relativ weichen Parkett der offenbar uralten Turnhalle mit dem guten Gefühl, in aufgeregter Zeit dann doch ein bisschen nützlich gewesen zu sein, etwas für das vielleicht gefährdete Vaterland getan zu haben. Und was, fragte sich der Jüngling, mochte so viele Leute dazu bewogen haben, ihre Fahrräder der Armee zur Verfügung zu stellen? Patriotismus wahrscheinlich. Vielleicht auch die Mietgebühren, die das Militär bezahlen würde, bei allfälligem Totalschaden auch Geld für den Erwerb eines neuen Velos. Nach Jahren der Wirtschaftskrise achtete man auf jeden Franken.

Nach drei Nächten und drei Tagen kehrten die Freunde, nachdem sie zu Hause geduscht hatten, in die Schule zurück, wo inzwischen nicht militärdiensttaugliche Stellvertreter, unter ihnen einige originelle Typen, die abwesenden Lehrer ersetzt hatten. «Habt ihr denn auch Sold bekommen?», fragte ein Mitschüler. Nein, hatten sie nicht, hatten es auch nicht erwartet.

Späher

Auch der Bruder des Jünglings, frischgebackener Fürsprecher (Anwalt) und Leutnant der Infanterie, hatte einrücken müssen. Seine Kompanie oblag im Berner Jura einem offenbar langweiligen Grenzwachtdienst. Der Vater, einst Untersuchungsrichter der Militärjustiz, war ebenfalls reaktiviert worden, hatte seine Hauptmannsuniform, von der Mutter mottensicher verwahrt, bei einem Uniformschneider rasch wieder herrichten lassen. Mit seinem Privatauto, einem schwarzen Opel, fuhr er tageweise irgendwohin «zur Truppe» aufs Land, um Untersuchungen zu leiten, Verhöre durchzuführen. Mit der Mobilisierung der ganzen Armee hatte sich die Zahl meist kleinerer Vergehen und Straffälle schlagartig erhöht.

Berns Gymnasiasten wurden aufgerufen, in den dreiwöchigen Herbstferien freiwillig Dienst als Fliegerbeobachter zu leisten. Mésché und der Jüngling meldeten sich, zusammen mit sechzig Gymnasiasten aus der ganzen Stadt. Zwei Tage lang wurden sie im Kursaal Schänzli instruiert, lernten Flugzeugtypen identifizieren, eigneten sich nebstdem die nötigsten militärischen Umgangsformen an. In der Kommandozentrale des rasch organisierten, landesweiten Fliegerbeobachtungs- und Meldedienstes wurde ihnen zum Abschluss das graue Dienstbüchlein ausgehändigt. Der Kom-

mandant der neuen Hilfsdiensttruppe, ein zerknittertes, fahlgesichtiges Männlein im Rang eines Obersten, schärfte den Jünglingen ein, als «Späher» gehörten sie von nun an zur Armee und unterständen dem Militärstrafrecht. Die Zeit sei ernst geworden und das Vaterland in Gefahr.

Bereits am nächsten Tag wurden die Freiwilligen in Zehnergruppen eingeteilt, auf Beobachtungsposten geschickt. Der Jüngling und Mésché gehörten derselben Gruppe an und natürlich war Letzterer zum Gruppenchef ernannt worden, denn schliesslich hatte er den fliegerischen Vorunterricht absolviert und war dadurch ohnehin schon für die Fliegertruppe bestimmt. Sofort beförderte Mésché den Jüngling zu seinem Stellvertreter. Per Bahn fuhr die Gruppe ins Entlebuch, nach Schüpfheim. Dort deponierte sie die Rucksäcke in einem Mannschaftskantonement, wo auch einige Landwehrsoldaten mit Armeewolldecken auf Stroh zu nächtigen schienen. Dann stieg sie auf den Beobachtungshügel ob dem Dorf, wo die einheimischen Hilfsdienstler, froh über die Ablösung, ihr den Spähposten übergaben. Dieser bestand aus einem Armeezelt als Obdach für das Feldtelefon und die jeweils diensttuende Zweierequipe. Mit dem altertümlichen Kurbeltelefon meldete Mésché der Zentrale in Bern die erfolgte Übernahme des Beobachtungspostens.

Mehrenteils waren die Tage grau. Hie und da nur öffnete sich frühnachmittags die Hochnebeldecke und mildes Sonnenlicht verklärte die herbstliche Hügellandschaft. Bald einmal war die Späherei zur Routine geworden. Am Himmel war wenig los. Ab und zu ein Bücker-Jungmann Schulflugzeug, häufiger eine schweizerische Messerschmittmaschine, höchst selten eine deutsche, ver-

irrt wahrscheinlich, ohne feindselige Absicht. Trotzdem verursachte das jedes Mal einige Aufregung, durchs Telefon hörbar auch in der Berner Zentrale, wo die aus dem ganzen Land eingehenden Meldungen über zivile oder militärische Flugbewegungen kombinatorisch ausgewertet wurden, so dass schnell ersichtlich war, woher und wohin Flugzeuge unterwegs waren. Nötigenfalls alarmierte man Luftabwehrbatterien oder Jagdflugzeuge, Messerschmitts eben, um verdächtige Eindringlinge zu vertreiben. Mit dem auf einem Stativ rundherum drehbaren Feldstecher hatte der eine Späher jeweils den Himmel resp. die Wolken abzusuchen, sein Kollege am Zelttelefon meldete Flugrichtung, Flughöhe, Flugzeugtyp nach Bern. Manchmal war bloss ein Motorengeräusch in der Luft zu hören, Hochnebel oder Gewölk verbargen die Maschine. Doch auch aus Geräuschen liess sich meistens eine Flugrichtung erraten. Spätnachmittags, nach Einbruch der Dunkelheit, durfte der Späherdienst abgebrochen werden.

Bald stellte sich heraus, dass die Himmelsbeobachter ihrerseits beobachtet wurden, nämlich vom Dorfpfarrer. Schüpfheim war katholisch. Beim Wachtmeister des Landwehretachements hatte der Geistliche sich beschwert, weil die Gymnasiasten sich morgens am Brunnen vor ihrem Kantonnement mit bluttem Oberkörper wuschen. Dies sei unsittlich, verletze vor allem das Schamgefühl der Frauen im Dorf. Der Wachtmeister gab die Reklamation an Mésché weiter. Der fragte zurück: «Wo denn und wie sonst sollen wir uns den Strohstaub abwaschen?» Der Wachtmeister wusste es auch nicht, brummte nur: «Ich hab's ausgerichtet, macht, was ihr wollt.» Der Pfarrer selbst liess sich bei den Spähern nie blicken. Bald aber vernahmen diese, er habe den Dorfmadchen verboten, sich mit den schamlosen Protestanten aus dem ungläubi-

gen Bern einzulassen. Den zwei wohl hübschesten Schüpfheimer Mädchen aber war dies glücklicherweise egal. Für sie, Töchter einer ihrerseits unerschrockenen Gasthauswirtin, waren die Berner Jünglinge eine willkommene Abwechslung. Abend für Abend bewirteten sie die Späher im kleinen Saal hinter der Gaststube mit Käseschnitten (plus Spiegelei und Speck!) sowie auch mit Beinschinken, Würsten, kaltem Rindfleisch aus der mit dem Gasthof verbundenen Metzgerei. Alles gratis. Man muss doch etwas tun für die tapferen Bewacher des Vaterlands, frotzelten die Spenderrinnen. Beim «Kaffee fertig» (Kaffee mit Schnaps) begann eine – allerdings zahme – Tanzerei. Ein Grammophon und einige Schlagerplatten lieferten die Rhythmen. Zwischenhinein jazzte Mésché auf dem leicht verstimmten Klavier. Zahm blieb die Tanzerei, weil von den zehn Jünglingen stets nur zwei tanzen konnten, die anderen zuschauen mussten. Vergeblich hatten die Wirtshaus-töchter andere Dorfmadchen überreden wollen, sich an der abendlichen Lustbarkeit ebenfalls zu beteiligen und das Ungleichgewicht zwischen weiblichem Angebot und männlicher Nachfrage auszugleichen. Keine der Eingeladenen wagte es, das Verbot des Pfarrers zu ignorieren. Zum ersten Mal war der Jüngling dem Zufall dankbar, als Protestant geboren worden zu sein.

Nachts, auf dem Strohlager, hörten die Späher mit an, wie die Landwehrsoldaten, katholische Familienväter, einander Zoten von der derbsten Sorte erzählten, bis einer nach dem andern zu «sägen» (laut zu schnarchen) begann. Als die Herbstferien und mit ihnen die ersten Aktivdienstwochen der Jünglinge zu Ende waren, übernahmen wiederum einheimische Hilfsdienstler den

Beobachtungsposten auf dem Hügel. Am finalen Ess- und Tanzabend im gastlichen Haus hatten beide Mädchen zuletzt ein paar Tränlein in ihren Augen. Lange nach den andern kehrte Mésché ins Kantonement zurück.

Ernst und Lust

Trotz zu geringen Brustumfangs und obgleich Brillenträger mit einer bedenklichen Sehschwäche des rechten Auges wurde der Jüngling bei der Rekrutenaushebung in den ersten Januartagen 1940 als diensttauglich für die Infanterie befunden. Wer nicht geradezu lahm oder blind war, sollte Militärdienst leisten müssen. Die nun andauernd teilaktivierte Milizarmee benötigte so viele Soldaten wie nur immer möglich. Die Schweiz habe keine Armee, sie sei eine Armee, besagte ein Schlagwort, das plötzlich aufgefunden war. Das Land braucht Kanonenfutter, maulte ein ebenfalls, doch gegen seinen Willen zur Infanterie eingeteilter Bursche. Dem Jüngling aber war's recht, Füsilier zu werden, denn so würde er die Rekrutenschule dereinst in der Kaserne Bern absolvieren können, bloss eine knappe Viertelstunde von zu Hause entfernt.

An der deutsch-französischen Grenze blieb es merkwürdig ruhig. Eine Ereignislosigkeit, die alsbald einen Namen bekam: «Drôle de guerre». Würde der Respekt vor den Bunkern und Kavernensystemen der französischen Maginotlinie die Deutschen vielleicht doch davon abhalten, im Westen ebenfalls anzugreifen? Allein, Hitler, dem notorischen Vertragsbrecher, war nicht zu trauen, er blieb eine Bedrohung. Sie verwandelte selbst Pazifisten in Wehrwillige.

Nie hörte der Jüngling etwas von Dienstverweigerern aus Gewissensgründen.

Drôle de guerre, drôle de vie – die nahende Maturität zum Beispiel. Manche Lehrer blieben oft während längerer Zeit abwesend. Stellvertreter tauchten auf und verschwanden wieder. Dem Schulbetrieb verlieh das zeitweilig einen angenehm lockeren Unernst. Würde die Matur im Herbst überhaupt stattfinden können? Falls ja, hoffte nicht bloss der Jüngling, würden die prüfenden Lehrer wie auch die externen Experten angesichts der Zeitumstände nachsichtig sein und niemanden durchfallen lassen (was sich allerdings als Irrtum herausstellen sollte).

Ernst der Zeit, Ernst des Lebens und der Matur hin oder her: Was hatten Jünglinge im Kopf? Mädchen natürlich. Drôle de vie, drôle d'amour. An einem grossen Wohltätigkeitsfest – zugunsten von Flüchtlingen? Oder des Roten Kreuzes? Oder von in Not geratenen Soldatenfamilien? – mit Verkaufsständen, Lustbarkeiten, Tanz in sämtlichen Räumen des Berner Kursaals trieb der Jüngling sich, zunächst mit Mésché, überall herum, tanzte bald da, bald dort mit einem der ebenfalls durch die Säle flanierenden Mädchen. Es ging schon gegen Mitternacht, als er an eines geriet, dessen Geschmeidigkeit auch ihm tänzerisch inspirierend in die Glieder fuhr. Sie wollte, kein Wunder, Gymnastiklehrerin werden. Gymnastikerin und Gymnasiast, fiel ihm ein, passt das nicht prima zusammen? Jedenfalls blieben sie beieinander, bummelten, bald einmal Händchen haltend, durch das Leutegewimmel von Saal zu Saal, um schliesslich in die dunkle Tanzgrotte einzutauchen, sich eng aneinandergeschmiegt zwischen die dichtgedrängten Schwoofpaare schiebend. «Bei mir bis du scheen», spielte die

Vier-Mann-Combo. Und dann begleitete er Gerda, wie die Gertenschlanke passenderweise hiess, durch menschenleere Strassen hinauf ins Länggassquartier. Unweit ihrer elterlichen Wohnung eskalierten die Zärtlichkeiten zu genitalen Entdeckungs- und Erregungsspielen. Ähnlich Erfreuliches war dem Jüngling bisher noch nie widerfahren. Umso erstaunlicher, dass, als sie endlich doch voneinander liessen, keines einen Wiedersehens- oder Fortsetzungswunsch äusserte. Waren sie noch zu benommen und ausserdem damit beschäftigt, ihre Bekleidungen einigermassen wieder in Ordnung zu bringen? Warum überhaupt dem Spontanen, dem Einmaligen die Unschuld rauben?

Über östlichen Waldhügeln zeichnete sich bereits zarte Helligkeit ab, als er den langen Weg nach Hause ging. Auch die aus den Fugen geratene Welt konnte erotische Aventürchen glücklicherweise nicht verhindern, erst recht die Sonne nicht davon abhalten, wieder emporzusteigen, verlässlich wie immer. Hätte er Trost benötigt, wäre dies vielleicht einer gewesen. Doch er brauchte keinen Trost, murmelte zum Rhythmus seiner zügigen Schritte im Gegenteil: «Vive l'amour! Vive le soleil! A bas la guerre!» Ob dieser Spontaneität en français hätte sich Maître Borel, der Französischlehrer, vermutlich gefreut. Warum liessen sich manche Dinge am besten auf Französisch sagen? «Vive la France!», murmelte er jedenfalls auch noch.

Frühling, unweit der Nordgrenze

Für die Frühlingsferien 1940 wurde der gymnasiale Spähertrupp erneut aufgeboten, nach Eschenz diesmal. Wo zum Kuckuck war Eschenz? In Bern schien das niemand zu wissen. Nein, nicht Röschenz, wie eine Nachbarin vermutete, die im Baselgebiet aufgewachsen war. Eschenz, belehrte die Kommandozentrale des Fliegerbeobachtungs- und Meldedienstes, liege im Kanton Thurgau, eine halbe Weltreise von Bern entfernt also. Auf der Schweizer Landkarte machte Mésché das Dorf denn auch tatsächlich ungefähr dort ausfindig, wo der Untersee, der westliche Arm des Bodensees sich anschickt, wieder Rhein zu werden. Die Mutter des Jünglings sorgte sich: «So nahe an der Grenze zu Deutschland?» Gerade das, sagte er, könnte vielleicht ja spannend werden. In ihm regte sich die Abenteuerlust. Die Mutter musste sich sanft verspottet gefühlt haben, sagte jedenfalls: «Ich hoffe fest, dass es nicht spannend wird.»

Eschenz also. Genauer: Der Weiler Eppenberg oberhalb von Eschenz. Dort befanden sich der Beobachtungsposten und das Kantonement in einer Scheune. Ob die Späher, die in Schüpfheim nur Zivilkleider getragen hatten, wegen der Grenznähe jetzt plötzlich auch mit Stahlhelmen und schweren Soldatenmänteln, Kaput genannt, aus- und gleichsam aufgerüstet wurden? Die Män-

tel, eine Nummer zu gross, zu weit, liessen die Jünglinge zu ihrem Gaudi wie Vogelscheuchen aussehen. Und was, wenn die Deutschen kämen? Was sie in diesem Fall zu tun hätten, war ihnen nicht gesagt worden. Am klügsten, kamen sie überein, wäre es dann wohl, sofort abzuhausen und sich irgendwie, als Gruppe oder einzeln, bis nach Bern durchzuschlagen, selbstredend ohne Helm und Mantel. Schliesslich waren sie nicht auf den Eppenberg entsandt worden, um hier die Helden zu spielen.

Jenseits des Untersees blieb es aber ruhig, ruhig auch in der Luft, selten tauchte ein Flugzeug auf. Meist ungestört konnten auch die jeweils diensttuenden Späher einen Jass klopfen. Im Dorf und im Weiler schien man ob der Nähe Deutschlands kaum besorgter oder gar ängstlicher zu sein als in Bern. Seit jeher waren die «drüben» gute, friedliche Nachbarn gewesen. Hitler allerdings war kein solcher Nachbar, er sass im fernen Berlin, liess sich mit Heil-Rufen feiern, brütete vielleicht aber Unheil aus.

Offenbar hielt der regionale Kommandant des Fliegerbeobachtungsdienstes, ein auf diesen rühmlosen Posten abgeschobener Oberleutnant, die jungen Berner für unterbeschäftigt. Er befahl Mésché, mit ihnen täglich Turn- und Exerzierübungen durchzuführen. Mésché fiel das gar nicht schwer, war er doch Präsident und Trainingsleiter des gymnasialen Turnvereins, sogar das Armeeturnprogramm war ihm vertraut. Das Exerzieren bestand darin, im Kaput und mit aufgesetztem Stahlhelm Achtungstellungen zu knallen sowie auf Kommandos wie «Linksum!», «Rechtsum!», «Vorwärts marsch!», «Abteilung halt!» ungefähr gleichzeitig zu reagieren. «Militärlis spielen», verspotteten die Späher ihr eigenes Tun, fast immer kippte es denn auch um in pure Alberei. Oft schaute ein sieben- oder achtjähriges Mädchen zu, klatschte be-

lustigt Beifall, wenn die grossen Buben so richtig das Kalb zu machen begannen. Gern auch guckte die Kleine, auf den Zehenspitzen stehend, durch den drehbaren Stativfeldstecher. In der Regel hatte sie einen roten Ball bei sich, um mit den Jünglingen ein wenig zu spielen, Wurfspiele, zahmen Fussball aber auch. Ausser mit ihr entspann sich mit Einheimischen jedoch kein näherer Kontakt.

Als Lektüre hatte der Jüngling Ernst Jüngers neuestes Buch *Auf den Marmorklippen* mitgenommen. Eines Nachmittags, als er lesend auf seiner Kantonnementsmatratze lag, stand mit einem Mal das Mädchen vor ihm. «Ist es eine lustige Geschichte, die du da liest?», erkundigte es sich. «Nein, das nicht.» – «Eine traurige Geschichte also?» – «Schon eher.» – «Erzähl sie mir», bat die Kleine. «Unmöglich, die Geschichte ist zu lang und zu kompliziert.» – «Schade», bedauerte sie. Diesmal hatte sie nicht den roten Ball, sondern ein Sprungseil mit dabei. Geschickt über das geschwungene Seil hüpfend, entfernte sie sich wieder.

Nein, spannend war die Eppenbergs-Zeit nicht geworden, eher eine ruhige Frühlingsidylle. Ob dieser Ereignislosigkeit konnte die besorgte Mutter in Bern allmählich wieder aufatmen. Warum wohl blieb dem Späher aber der erste Satz der *Marmorklippen* noch lange Zeit im Gedächtnis haften? «Ihr kennt alle die wilde Schwermut, die uns bei der Erinnerung an Zeiten des Glücks ergreift.»

Blitzsiege / Hügelfrieden

Dann, plötzlich, überstürzten sich die Ereignisse, nunmehr auch in Nord- und Westeuropa. Hitlers Wehrmacht überfiel Dänemark und Norwegen, bald danach ebenfalls Holland, Belgien, Frankreich. Im Blitzkriegstempo näherte sich der deutsche Siegeszug auch der Schweiz. In einem Waffengeschäft an der Neugasse hatte Mésché einen belgischen Browning samt einigen Schächtelchen Munition erstanden. Anderntags folgte der Jüngling seinem Beispiel. Die kleine Waffe – Damenwaffe, spottete der ältere Bruder des Jünglings – liess sich unauffällig in der Schulmappe verstauen. Wer wusste denn schon, ob deutsche Luftlandtruppen nicht plötzlich wie in Norwegen oder Holland während des Unterrichts oder auf dem Schulweg vom Himmel niederschweben würden? An der Schütthalde hinter dem Schulhaus hielten die beiden, wenn sie sich unbeobachtet glauben durften, kurze Schiessübungen ab.

Allerdings machte sich auch eine gewisse Erleichterung breit, weil die Wehrmacht die Maginotlinie mit weit ausholender Flankenbewegung nördlich umging, nicht südlich, nicht durch die Schweiz. Noch einmal davongekommen? Trotzdem ordnete die Armeeführung wiederum eine allgemeine Mobilmachung an, mit Folgen ebenfalls für die Maturklasse. Die diensttauglichen Ober-

primärer der Jahrgänge 1920 und 1919 erhielten einen Marschbefehl für die Sommerrekrutenschule. Für die Aufgebotenen, fast die Hälfte der Klasse, darunter auch Mésché und Hanno, wurde eine vorgezogene Matur bereits im kommenden Monat Juni angesetzt.

Eines Vormittags holte der Schulhauswart den Jüngling aus der Deutschstunde heraus ans Telefon. Am Draht war das Kommando des Fliegerbeobachtungs- und Meldedienstes. Es befahl ihm, dem an Méschés Stelle automatisch zum Gruppenchef Avancierten, die von Marschbefehl und Frühmatur nicht betroffenen Späher der Schule sofort zusammenzutrommeln, nach Hause zu schicken, um dort ihre Rucksäcke zu packen und dann in die Kommandozentrale zu kommen. Die Gruppe des Jünglings, ergänzt durch drei noch jüngere Späher, erhielt den Auftrag, unverzüglich den Beobachtungsposten oberhalb des Dorfes Trub im Emmental zu übernehmen. Ab zum Bahnhof also. In Trubschachen holte sie ein Militärcamion ab.

Von einem Tag zum andern sahen sich die zehn Gymnasiasten aus dem hektisch gewordenen Schul- und Stadtleben auf einen Emmentaler Hügel versetzt, wo Füchse und Hasen sich gute Nacht sagten. Die Stille, die sie da oben mit einem Mal umfing, dazu die stockfinsternen Nächte in noch unvertrautem Gelände kamen ihnen zunächst ein bisschen unheimlich vor, bald gewöhnten sie sich an beides. Schliesslich waren einige einst bei den Pfadfindern gewesen. Die meisten liessen sich von zu Hause Taschenlampen schicken. In einer Scheune, unweit des Telefonzelts, befand sich das Schlaflager auf Stroh mit einem improvisierten Aufenthaltsraum – Tisch, Bank, Stühle – für Regentage. Verköstigt wurde die Gruppe aus der Militärküche unten im Dorf.

Die Kochkisten deponierte jeweils vormittags ein Soldat der Küchenmannschaft, der Auto fahren konnte, am Ende des Bergsträssleins unterhalb des Beobachtungspostens auf der Hügelkuppe. Vom Verlauf des deutschen Blitzkriegs gegen Frankreich lasen die Späher nur noch sporadisch, in nachgesandten Zeitungen. Mit den Kochkisten brachte der motorisierte Küchensoldat stets auch die Post aus Bern. Der Krieg, wie nahe er der Schweiz nun auch gekommen war, schien auf dem Trüber Hügel seltsam entrückt zu bleiben. Anders als in Eschenz gab es denn auch keine martialischen Verkleidungsspiele mehr mit Stahlhelmen und Soldatenmänteln. Tagsüber erinnerten jetzt öfters auftauchende schweizerische und deutsche Flugzeuge immer wieder daran, dass Krieg war. Im und über dem Jura schien einiges los zu sein. Französische und polnische Armeeverbände hätten, so hiess es, die Grenze überschritten, um sich in der Schweiz internieren zu lassen. Stets häufiger überflogen offenbar deutsche Jagdflugzeuge vom Typ Messerschmitt den Jura, wobei es zu Luftkämpfen mit rasch aufgestiegenen Messerschmitts der Schweizer Luftwaffe kam. In der Berner Zentrale herrschte hörbare Nervosität, durch das Verbindungstelefon war bisweilen ein aufgeregtes Stimmengewirr zu vernehmen. Bald auch wollten Gerüchte, die aus Trub bis auf den Hügel drangen, wissen, schweizerische Messerschmitts hätten deutsche Messerschmitts abgeschossen. Mit einiger Verspätung erfuhren die Späher, dass die Abschüsse kein Gerücht, sondern Tatsache waren. Wie, wenn die Deutschen das nicht tatenlos hinnehmen und zum Vorwand nehmen würden, um auch die Schweiz noch zu überfallen? Hier oben, frotzelte der Spassvogel der Gruppe, würden wir eine deutsche Invasion wohl

erst bemerken, wenn leibhaftige «Schwoben» vor uns stehen und «Hände hoch!» brüllen würden. Und zum Jüngling gewandt: «Dann hättest du nicht einmal mehr Zeit, den Browning aus deinem Hosensack hervorzuziehen.»

Doch nichts dergleichen geschah. Mittlerweile war es Juni geworden. An den Wiesenhängen ringsum begann der Heuet. Dank schön sonnigem Wetter dauerte er nur wenige Tage. Frauen und Kinder hantierten mit breiten Holzrechen und Heugabeln. Die Männer kümmerten sich um das Beladen der Pferdefuhrwerke. Dann schwankten die Wagen mit den mächtigen Heufudern langsam talwärts. Auf dem Hügel kehrte nach dem Verschwinden des letzten Fuders wieder Stille ein, Langeweile auch. Bald schon würden in Bern die Sommerferien beginnen und nach deren Ende die Maturprüfungen, die dem Jüngling nun doch wachsendes Unbehagen bereiteten. Während der verbliebene Rest der Klasse sich jetzt vorbereiten, allfällige Wissenslücken noch schliessen konnte, hockte er noch immer hier oben. Den Mitspähern stand die Reifeprüfung erst in einem oder zwei Jahren bevor. Bei der Zentrale meldete er deshalb telefonisch den dringenden Wunsch an, abgelöst zu werden. Er möge sich noch ein bisschen gedulden, wurde ihm beschieden, demnächst werde ohnehin die ganze Gruppe abgelöst werden.

Und dann noch dieses Theater, dieser Freiluftschwank unter frühlommerlichem Himmelsblau! Urplötzlich standen – nein, nicht etwa deutsche Soldaten, sondern – der Oberst mit dem bleichen zerknitterten Gesicht und sein Adjutant, ein Oberleutnant, nicht eigentlich vor, vielmehr über ihnen, denn alle lagen sie friedlich ausgestreckt im kurzen Gras, lagen rücklings da und sonnten sich, bloss mit der Turnhose bekleidet. Unbemerkt, ungehört hat-

ten die beiden Offiziere sich herangeschlichen, weiter unten wartete ihr Chauffeur mit dem Dienstwagen. Das alte Europa ging unter, der Schweiz drohte höchste Gefahr – und was taten die jungen Lümmel? Lagen seelenruhig hier oben, fast blutt, als wären sie in einem Ferien- und Faulenzerlager! Solche Gedanken mussten dem Oberst durch den Kopf gegangen sein. Zornentbrannt krächzte er: «Wer, verdammt noch mal, ist hier der Postenchef?» Verdattert sprang der Jüngling auf und sagte kleinlaut: «Ich.» – «Können Sie sich denn nicht einmal richtig anmelden?», fauchte der Oberst. Der Jüngling holte das Versäumte sofort nach. «Was sind das für saumässige Zustände hier», empörte sich der Oberst. «Wer so etwas zulässt, gehörte umgehend in die Kiste gesperrt, haben Sie verstanden?» – «Ja», murmelte der Jüngling. «Ob Sie verstanden haben?», insistierte der Oberst. «Ja», sagte der Jüngling möglichst laut und deutlich. Während der Oberst grimmig schnaubend zum Telefonzelt stapfte, Adjutant und abgekanzelter Postenchef hinter ihm her, erhob sich ein Späher nach dem andern, ratlos und zeitlupig gleichsam. Im Zelt war alles in Ordnung. Aber auch das Kantonement in der Scheune wollten die Offiziere sehen. Das Schlaflager war, dem Zufall sei Dank, sauber gewischt, kein Strohhälmlin lag auf dem Holzboden, die Armeewolldecken lagen korrekt zusammengefaltet und bündig ausgerichtet da. Der Adjutant nickte wohlwollend. Selbst das Plumpsklo wurde in Augenschein genommen, gab jedoch keinen Anlass zur Beanstandung. Der Oberst freilich schien sich von seiner Empörung nur langsam erholen zu können. Immer noch unwirsch nahm er die Abmeldung der Gruppe durch den Jüngling entgegen, der sich bemühte, etwas wie eine Achtungstellung zustande zu bringen, mit

blutten Füßen eben, ohne knallendes Zusammenschlagen der Absätze. Der Adjutant lächelte. Als die hohen Herren gegangen, weiter unten ins Auto gestiegen waren und sich buchstäblich aus dem Staub machten, auf dem trockenen Landsträsschen grau-gelbliche Wolken aufwirbelnd, zog einer der Späher aus dem Vorgefallenen den naheliegenden Schluss: «Ab jetzt müssen wir nebst dem Himmel auch das Strässchen da unten im Auge behalten.» Dann legten sich alle wieder hin, ins Gras, in die Sonne, die beiden Diensttuenden sprungbereit neben dem Telefonzelt.

Möglich, dass der Freiluftschwank die Ablösung der Gruppe beschleunigte. Von Loch, Kiste, Einsperren des Postenchefs sprach bei der Entlassung auf der Kommandozentrale niemand mehr. Am gleichen Tag diktierte Hitler den besiegten Franzosen einen Waffenstillstand, der aus dem grösseren Teil des Landes deutsch besetztes Gebiet, aus dem südlichen Rest eine Vasallenrepublik machte. Damit war die Schweiz rundherum von faschistischen Staaten umgeben. Erst jetzt vernahm der Jüngling auch, dass manche Familien, vorab aus der nördlichen Schweiz, aber ebenfalls aus Bern, aus Angst vor einem deutschen Einmarsch mit Sack und Pack in die Alpentäler geflüchtet waren. Auf dem Trüber Hügel hatte man davon nichts gemerkt, nichts gehört. Noch mehr beschäftigte, ja bestürzte den Jüngling allerdings, dass sein Augenarzt, auch er eine deutsche Invasion erwartend, zuerst seine Frau, dann sich selbst mit der Offizierspistole erschossen hatte.

Alltagspartikel

Die Matur bestanden – was aber nun? Der junge Mann (das war er nun wohl) stand frei, aber ratlos da, ohne speziellen Berufswunsch. Am liebsten hätte er die «Universitas litterarum» (die Gesamtheit der Gelehrsamkeiten) wörtlich nehmen, sich ohne verbindlichen Studiengang an mehreren Fakultäten umtun wollen, nach Lust und Laune. Ein realitätsfremder Wunsch. Ewiger Student zu werden war auch keine verlockende Perspektive, ohnehin fehlten hierzu die finanziellen Voraussetzungen. Einfachheitshalber liess er sich von einer Familientradition treiben und immatrikulierte sich an der juristischen Fakultät. Zugleich trat er der Studentenverbindung Concordia bei, der auch schon der Vater sowie ein Grossvater angehört hatten, deren Mitglied ebenfalls der ältere Bruder gewesen war. Hier hoffte er die lustvolle Seite der vielgerühmten studentischen Freiheit erleben zu dürfen. Den albernen Biercomment und die deutschtümelnden Cantusse («Alt Heidelberg, du feine ...») nahm er in Kauf, aber nicht ernst. Und tatsächlich sagten ihm die Lustbarkeiten des Verbindungslebens bald schon weit mehr zu als die juristischen Vorlesungen, die sich den Luxus leisteten, nicht auf die Zeitereignisse einzugehen, wie drastisch diese jetzt auch demonstrierten, dass stärker als jedes Recht das Recht des Stärkeren geworden war. Über diese Ohnmacht und

Krise des Rechts wurde nie gesprochen, nie diskutiert, jedenfalls nicht mit den Studienanfängern.

Einst hatte der Knabe das Buch *Der rote Kampfflieger* verschlungen, dessen Verfasser, Manfred Freiherr von Richthofen, im Ruf stand, der tollkühnste aller Jagdflieger des Ersten Weltkriegs gewesen zu sein. Der Luftkrieg fand damals tatsächlich und ausschliesslich noch in der Luft statt. Deutsche und alliierte Jagdpiloten duellierten sich Mann gegen Mann, Maschine gegen Maschine hoch über den menschlichen Siedlungen. Zweikämpfe auf Leben und Tod oft, meistens jedoch ritterlich ausgetragen. So etwa ehrte der jeweilige Sieger den abstürzenden Gegner, indem er im offenen Cockpit respektvoll salutierte und dem in den Tod trudelnden oder an einem Fallschirm niederpendelnden Verlierer mit einem Flügelwippen seines Doppeldeckers einen Abschiedsgruss zuwinkte. Was immer man von diesen Ritualen halten mag, sie waren immerhin stilvoll. Im Frühsommer, als schweizerische Militärpiloten über dem Jura eine Reihe deutscher Messerschmitts abgeschossen hatten, waren die Richthofen-Szenen im Kopf des Jünglings wieder und noch einmal lebendig geworden. Allein, mit der Ritterlichkeit in der Luft und in der Kriegsführung überhaupt war es vorbei. Brutalisierung setzte die letzten Kampfrituale ausser Kraft. Bombergeschwader erschienen am europäischen Himmel. Statt dass Piloten sich mit ebenbürtigen Gegnern in grosser Höhe duellierten, klinkten nunmehr Techniker per Knopfdruck Bomben mit immer grösserer Sprengkraft aus, vorzugsweise und

sämtliche Rotkreuz-Konventionen missachtend über dichtbesiedelten Gebieten, Städten vor allem. Adieu Fairness, adieu Ritterlichkeit! Die technische Entwicklung offenbarte ihre mörderische Kehrseite. In den Bombern sassen Handwerker der Massenvernichtung. Bereits im Spanischen Bürgerkrieg hatte die Nazi-Luftwaffe mit Bombardierungen der Zivilbevölkerung diesen Massenmord aus der Luft eingeübt. Entsprechend wuchtig konnte sie deshalb jetzt die englischen Städte London, Birmingham, Coventry grossflächig bombardieren. Zeitungsfotos zeigten die zerstörten Strassenzüge, die rauchenden Ruinen, kaum je aber zerfetzte Leiber, verstümmelte Menschen. Dass General Guisan die Schweizer Städte und Zivilbevölkerungen derartigen Luftmassakern nicht aussetzen, die Kampfverbände der Armee vielmehr in den Alpentälern, im «Réduit», konzentrieren wollte, leuchtete dem jungen Mann deshalb ein. So leicht hätten deutsche Bomber und Panzer im Gebirgsréduit wohl keinen Blitzsieg erringen können. Dies jedenfalls die Hoffnung. Eiligst wurde damit begonnen, in den Alpen Festungskavernen auszuhöhlen, sie mit schwerer Artillerie zu bestücken und auch im Mittelland überall Betonbunker zu bauen. Ob das die deutsche Wehrmacht von einem Angriff jedoch würde abhalten können? Wenigstens erlebten Zementindustrie und Bauwirtschaft einen gewinnbringenden Boom.



Filmberichte vom Welt- und Kriegsgeschehen waren nur in Kinos zu sehen. Dort wurden vor dem Spielfilm sogenannte «Wochenschauen» gezeigt, alle schwarzweiss. In den einen Sälen waren es englische und amerikanische, in anderen deutsche Wochenschauen. Die amerikanischen schienen noch am ehesten glaubwürdig

zu sein. Die deutschen hingegen waren reine, wenn auch oft geschickt aufgemachte Propagandafilme, die die Unwiderstehlichkeit der Vormärsche an allen Fronten in einem Stil feierten, dessen Vorbild die heroisierende Ästhetik Leni Riefenstahls gewesen sein dürfte. Auch eine Schweizer Wochenschau flimmerte über die Leinwand, kommentiert von einer pathetischen Männerstimme. Offenbar war ihre Vorführung für alle Kinos obligatorisch, als Beitrag wohl zur geistigen Landesverteidigung. Konnten die Filmberichte jedoch etwas vom Alltag und von den Schrecken des Krieges vermitteln? Allein schon wegen ihrer Kürze kaum. Auch sollten sie die «Heimatfront» nicht demoralisieren. So ergab sich zwangsläufig eine optische Verharmlosung dessen, was sich auf den Schlachtfeldern und in den Feuerstürmen bombardierter Städte tatsächlich abspielen musste.



Verdunkelung sollte nachts einfliegenden oder das Land nur überfliegenden Bombern beider Kriegsparteien die Orientierung erschweren. Allerdings blieb umstritten, ob die allgemeine Verdunkelung zur Verschonung schweizerischer Siedlungen beizutragen vermöge oder diese erst recht gefährde. Doch Vorschrift war Vorschrift. Mittels Rollen schwarzen Papiers wurden die Wohnungsfenster lichtdicht gemacht. Nachts patrouillierten Luftschutzsoldaten durch die Strassen und kontrollierten, ob aus irgendeiner Wohnung vielleicht noch ein Lichtschein nach draussen drang. Die Strassenbeleuchtung, auf wenige Laternen oder Hängelampen reduziert, glomm nur noch aus mattblauen Birnen, die keine Lichtkegel auf den Asphalt warfen. Fahrzeuge und Fahrräder zirkulier-

ten ebenfalls mit stumpfen Blaulichtern. Der Privatverkehr kam nachts beinahe ganz zum Erliegen. Ohnehin war das knapp gewordene Benzin rigoros rationiert worden. Der öffentliche Raum gehörte jetzt fast ganz den Fussgängern. Deren Augen hatten sich bald schon an die Dunkelheit gewöhnt. Es gab so wenige nächtliche Unfälle, Zusammenstösse, Überfälle und auch Einbrüche wie nie zuvor. Die Verdunkelung bescherte der Stadt, dem Land friedvolle Nächte und Liebepaaren reichlich Gelegenheit zu Liebespielen auf städtischen Ruhebänken. Mangels künstlicher Lichtquellen gewannen die natürlichen, Sterne und Mond, ihren ursprünglichen Glanz wieder zurück. Als eines Vormittags eine Frau im Tram laut über die Verdunkelung zeterte, schimpfte, unterbrach sie schliesslich energisch ein älterer Fahrgast. Schlimmer als die Verdunkelung in den Strassen, sagte er, ebenfalls laut, sei die Verdunkelung «i de Gringe» (in den Köpfen). Baff verstummte die Zurechtgewiesene.



Den Mittwochabend-Conventen der Concordia folgten häufig Ausflüge ins Nachtleben, in jene zwei, drei Dancing-Bars, die bis um zwei Uhr geöffnet blieben. Beliebt war das *Parroquet*, der «Papagei», im ersten Stockwerk eines Geschäftshauses an der Laupenstrasse. Auch Nachtschwärmer anderer Studentenverbindungen waren dort anzutreffen. In dem kleinen, rottapezierten Lokal drängten sich Angeheiterte und Redselige, Wichtigtuer und Schüchterne, Frauen und Männer – und zahlreicher noch Männer auf Frauensuche. Je später die Nacht, desto mehr Leute, desto grösser der Lärm, desto stickiger die Luft. Auf der knapp bemes-

senen Tanzfläche versuchten Paare, sich zu den Rhythmen einer kleinen Jazzformation zu bewegen. Ein älterer Concorde, demnächst ins juristische Staatsexamen steigend, und der junge Mann hatten sich eines Nachts ellbögelnd zwei Stehplätze an der Bartheke erkämpft. Bier und dann Whisky lösten die Zungen. Sie tratschten über dies und jenes. Unvermittelt, leichthin fragte der Ältere:

«Sag mal, du, glaubst du an Gott?»

«Manchmal ja, manchmal nicht.»

«Mir geht's ähnlich.»

«Ähnlich geht's wohl noch vielen.»

«Gott ist's vielleicht egal.»

«Ja, könnte sein.»

«Weisst du was?»

«Ich weiss, dass ich nichts weiss.' Sokrates.»

«Am häufigsten glaube ich an ihn bei Käthi im Bett.»

«Gratuliere! Rechtgläubig ist's allerdings kaum.»

«Ist das wichtig?»

«Nein.»

Mit ihren Whiskygläsern stiessen sie auf Käthi an. Und wiederum plötzlich breitete der Ältere emphatisch die Arme aus und rief: «Man reiche mir ein heissgetanztes Weib!»

«He, he! Denk an Käthi!»

«Tu ich doch, tu ich immer. Käthi forever!»

Anderntags vernahm der junge Mann am Stammtisch der Verbindung, dass der Ältere mit einem Schädelbruch im Spital lag. Auf dem Heimweg in seine Studentenbude sei er in der Dunkelheit eine Treppe hinabgestürzt. Hätte er den Betrunkenen begleiten sollen? Der junge Mann machte sich Vorwürfe.

Anpflanzende und bewaffnete Neutralität

Rationierung? Na ja. Die meisten Nahrungsmittel waren nur erhältlich gegen die Abgabe blauer Märklein, die Grammgewichte oder Stückzahlen vermerkten. Die allen gleichermassen zustehenden Märkleinbögen wurden monatlich zugestellt. Für Restaurantbesuche hatte man die voraussichtlich benötigten Märklein mitzunehmen, andernfalls konnte man bloss Getränke konsumieren. Gewisse Einschränkungen also, doch ihrerwegen musste niemand Not leiden. Ebenfalls rationiert Benzin und Heizkohle. Gerüchte wollten wissen, Kohleimporte aus dem Ruhrgebiet erfolgten im Tausch gegen Waffenexporte, das Dritte Reich sei vor allem auf Fliegerabwehrkanonen der Firma Bührle in Oerlikon/Zürich erpicht. Jedenfalls musste mit der Kohle sparsam umgegangen werden. Im Elternhaus des jungen Mannes presste man mit einer speziellen Handpresse durchnässte Zeitungsblätter zu Papierbriketts, die, sobald getrocknet, wenigstens im Wohnzimmerofen während der Übergangszeiten einige Wärme zu erzeugen vermochten, so dass die Zentralheizung abgeschaltet bleiben konnte. Planwirtschaft plötzlich, organisiert von der bürgerlichen Regierung, in allen wichtigen Lebensbereichen. Dazu gehörte ebenfalls die «Anbauschlacht» nach einem Plan des Agronomen Friedrich Traugott Wahlen («Plan Wahlen»).

Er verwandelte Zier- in Gemüsegärten, die Rasenflächen öffentlicher Parkanlagen in Kartoffeläcker. Die Vision einer autarken, sich selbst versorgenden Eidgenossenschaft beflügelte den landwirtschaftlichen Eifer und Ehrgeiz auch der Städterinnen und Städter, die mit Spitzhacken, Stechschaufeln, Setzhölzern zu hantieren begannen. Eine pflanzende, anpflanzende Nation.

Auf die Frühlingsferien 1941 hin erging an nicht oder noch nicht militärdienstpflichtige Studenten die Aufforderung, freiwilligen Landdienst zu leisten. Der junge Mann hielt es für richtig und patriotisch, sich zu melden. Man schickte ihn für drei Wochen auf einen Bauernhof im Dörfchen Habstetten am Abhang des Bantigerbergs unweit der Stadt. Was tat er dort? Nichts Grossartiges, Holzklötze spalten, die Scheiter alsdann an der Aussenwand des Bauernhauses zu hohen Beigen aufeinanderschichten. Oder er verzettete (verteilte) mit der Mistgabel Kuhmist auf Frühjahrsfelder. Arbeiten, die auch der Einfältigste hätte verrichten können. Die Bauernfamilie begegnete dem Studenten jedoch mit respektvoller Freundlichkeit, obgleich er, nicht an frühes Aufstehen gewöhnt, meist verspätet zum Morgenessen (Rösti und Kaffee) erschien. Müd geworden von der körperlichen Arbeit verzog er sich nach dem Abendessen in die Schlafkammer, las noch ein bisschen, zunächst in einem Kierkegaard-Brevier der Insel-Bücherei, wo er auf den verblüffenden Satz stiess: «Mein Standpunkt ist die bewaffnete Neutralität.» Hatten jene Politiker, die die Maxime schweizerischer Aussenpolitik formulierten, vielleicht Kierkegaard gelesen? Eher schwer vorstellbar. Und Kierkegaard selber? Wie mochte er seinen Satz verstanden haben? Zweifellos als Maxime seines

persönlichen Verhaltens – doch wem gegenüber? Der Beigenstapler und Mistzetter wusste es nicht, da ihm biographische Kenntnisse über den dänischen Philosophen fehlten. In der letzten Woche seines Habstetter Landdienstes las er dann noch eine Broschüre des Theologen Karl Barth, die ihm empfohlen worden war: *Unsere Kirche und die Schweif in der heutigen Zeit*. Darin leidenschaftliche Sätze gegen Gesinnungsneutralität gegenüber den Nazis sowie Passagen, deren intellektueller Trotz sich deutlich abhob vom verzagten Anpassungsgerede einiger Bundesräte nach der Kapitulation Frankreichs. Ihnen warf der Theologe vor: «Sie haben uns damit verwirrt, nicht regiert.» Und ferner: «Wir können und müssen wissen, dass das, was droht, unerträglich ist.» Deshalb gelte es, zum momentan «aufsteigenden Weltreich» entschieden nein zu sagen, «weil die innerste Mitte dieses Weltreichs im Hass und in der Verstossung der Juden besteht». Mit ihnen werde auch der Jude Jesus von Nazareth verstossen. Bald schon intervenierte die Zensur und verbot den weiteren Verkauf der Broschüre. Auch das gab es nun: Zensur! Sie wachte darüber, dass keine militärischen Geheimnisse publik gemacht wurden, aber auch, dass keine Zeitungsartikel oder Buchpublikationen erschienen, die den Zorn der Deutschen hätten erregen können. Zum Glück blieb diese Zensur jedoch lückenhaft, ob mit Absicht oder aus Unvermögen wusste niemand. So war auch der junge Mann gleichsam unter dem Ladentisch zu Barths Broschüre gekommen.

Woher aber nahm der Basler Professor seine Klarsicht, seinen Widerstandsmut? Wenn einer, dann kannte er sich wahrscheinlich in Kierkegaards Werk und Leben aus. Und in der Bibel sowieso. Von einem Theologiestudenten hatte der junge Mann gehört, ohne

gesinnungsneutral zu sein, praktiziere Barth die bewaffnete Neutralität auch persönlich, als Hilfsdienstsoldat mit Helm und Karabiner an der Basler Grenze.

Wie die Jungfrau zum Kind

Er kam zur Theologie wie die Jungfrau zum Kind. Erwachte eines Morgens und spürte, dass sich etwas in ihm regte: Eine heftige Neugier auf Theologie, fast so heftig wie die seinem Alter eigene Neugier auf das Leben. Eine momentane Regung, Erregung vielleicht nur? Lachte sich alsbald aus: Du, ein Pfarrer? Keinem seiner Vorfahren war es jemals eingefallen, Pfarrer zu werden. Musste aber, wer Theologie studierte, hernach überhaupt Pfarrer werden? Das vielleicht nicht, doch was sonst? Im Übrigen hatte er ja nur Maturnoten in Latein und Italienisch, nicht aber, unerlässlich für ein Theologiestudium, in Altgriechisch oder gar Hebräisch vorzuweisen. Gründe genug, den Wunsch nach einem Theologiestudium vorderhand noch für sich zu behalten. Ohnehin stand ihm mit der Rekrutenschule eine universitätsferne Zeit bevor, eine lange Pause, zu schweigen vom Aktivdienst danach. So viel konnte er jedoch in Erfahrung bringen, dass er vor dem ersten Examen, dem theologischen Propädeutikum, zwei fakultätsinterne Prüfungen, ein Graecum und ein Hebraicum, würde über sich ergehen lassen müssen, auf die er sich mit Privatunterricht vorzubereiten hätte. Nun ja, andere hatten das offenbar auch schon geschafft. Was er von Theologiestudenten über den theologischen Lehrbetrieb zu hören bekam, war allerdings nicht gerade hinreis-

send: trockene Wissensvermittlung, intellektuelle Mittelmässigkeit, etwelche professorale Macken und Wunderlichkeiten. Und ausgerechnet der Neutestamentler, ein Deutscher, schien unglaublicherweise Nazi zu sein. An einer Zimmerwand seiner Wohnung wollten Studenten ein Hitlerbild gesehen haben. Nein, attraktiv war diese Fakultät offenkundig nicht. Dennoch konnte das die plötzlich erwachte Neugier des jungen Mannes nicht dämpfen. Auch die Theologie, sagte er sich, braucht wahrscheinlich eben kleine, oft ein bisschen spinnige Handwerker. Zum Glück vermittelten ihm weitere Schriften von Karl Barth allmählich eine Ahnung von der geistigen Weiträumigkeit und Schönheit der Theologie. Würde sie ihn nicht vielleicht, darin der Liebe ähnlich, über bisherige Denk- und Lebensgewohnheiten hinausführen können – wohin aber? Das wusste wohl nur Gott, gemäss Dante die «via infinita» (Relikt des gymnasialen Italienischunterrichts).

Besser als erwartet

Die Deutschen hatten den gesamten Balkan besetzt, dazu Griechenland, und mit Luftlandtruppen auch noch Kreta erobert. Sieg über Sieg. Jenseits des Rheins, hörte man sagen, sängen die Landler selbstgewiss: «Die Schweiz mit ihrer Blütenpracht, / die nehmen wir in einer Nacht...» Im fernen Osten überrannten Armeen des mit Hitler verbündeten Kaiserreichs Japan weite Gebiete Chinas und Südasiens.

Dann aber, zwei Wochen vor Beginn der Infanterie-Rekrutenschule, veränderte sich die Situation in Europa schlagartig. Auf breiter Front fiel die deutsche Wehrmacht in die Sowjetunion ein. Der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt von 1939, geschlossen auf zehn Jahre, war bloss noch ein wertloser Fetzen Papier. Schnell und tief stiessen Panzerdivisionen in den riesigen sowjetischen Raum vor. Die deutschen Medien, sich überschlagend vor Begeisterung, glaubten einen triumphalen Feldzug voraussagen zu können, der noch vor Wintereinbruch den Bolschewismus zerschlagen, die südsowjetischen Ölquellen und Kornkammern in deutschen Besitz gebracht haben würde. Auch in der Schweiz hofften rechtsbürgerliche Kreise, dass Hitler dem Kommunismus nunmehr den Todesstoss versetzen werde. Dem angehenden Re-

kruten aber fiel ein Stein vom Herzen. Jetzt, sagte er sich, wird Hitler kaum noch Truppen übrig haben für einen Überfall auf unser Land, weshalb Rekruten wohl nicht mehr zu befürchten hätten, über Nacht reale Krieger werden zu müssen. Spontan fiel ihm zudem das Beresinalied ein und das Schicksal der napoleonischen Truppen im weiten russischen Raum und erst recht im dortigen Winter. Umso rätselhafter, dass Hitler sich trotzdem auf ein so wahnwitziges Abenteuer einliess. Der Student aber rückte recht wohlgenut in die Berner Kaserne ein.



Nebst dem Fassen der Uniformstücke, des Tornisters und schwerer genagelter Marschschuhe, des Brotsacks und einer Gasmasken sowie des Karabiners und eines Bajonetts gehörte zum Ritual des ersten Rekrutentags der gruppenweise Besuch eines kasernennahen Coiffeursalons, wo die Jungmänner mit der Tendeuse kahlgeschoren wurden. Blitzschnell geschah's. Binnen zwei, drei Minuten waren die Schädel blutt und blank. Belämmert oder belustigt blickten die Kahlköpfe danach einander an, sahen sie doch aus wie Sing-Sing-Sträflinge. Wahrscheinlich sollte die Prozedur die Ausbreitung eventuell vorhandener Kopfläuse verunmöglichen. In den folgenden Tagen entpuppte sich das Rekrutenleben als weitaus erträglicher als befürchtet. Zu danken war das jenen, mit denen es der Student nun näher zu tun bekam, z.B. Hans Schelker. Im grossen Schlafsaal über den Stallungen der Kaserne standen die Eisenbetten paarweise nebeneinander. Schelker, Kaminfeger von Beruf, ein kräftiger, behender Typ mit trockenem Mutterwitz, war Bett Nachbar des Studenten und stets bereit, diesem beim Bettmachen oder beim Erstellen einer bündigen Plankenordnung zu helfen.

Offiziell und befremdlich hochdeutsch hiessen die jeweiligen Bettenachbargaare «Rottenkameraden». Rotten, Zusammenrottungen gab's höchstens aber nachts hie und da, um einem der Schläfer die Matratze wegzuziehen, das Bett umzudrehen oder die Plankenordnung wenig kameradschaftlich herabzureissen. Lausbubenstreiche, Abstrafungen manchmal auch. Von dergleichen Scherzen blieben der Kaminfeger und der Student verschont, vor allem Schelkers wegen, der bei allen beliebt und respektiert war und sich zweifellos auch erfolgreich zu wehren gewusst hätte.

Ein «gmögiger» Typ, den jedermann mochte, war ebenfalls Korporal Habegger, der Gruppenführer. Seine Rekruten schrie er nie an oder höchstens einmal, wenn diese ihn wirklich nervten und er überdies zu wenig geschlafen hatte. Die Gruppe bestrafte er sichtlich unwillig, aber auf höheres Geheiss für ihre schlechten Schiessresultate damit, dass er sie vom Schiessstand Ostermundigen in hechelndem Laufschrift zurück in die Kaserne trieb, wo er so etwas wie eine Entschuldigung murmelte. Offenbar sah er nicht ein, wie ein Langstreckenlauf das Zielen und Treffen mit dem Karabiner verbessern könnte.

Und die Offiziere? Leutnant Kuhn, dem Zugführer, einem aus Deutschland zurückgekehrten Auslandschweizer und deswegen schon einige Jahre älter als die anderen Leutnants, war sympathische Nachdenklichkeit anzusehen. Seine leicht vornübergebeugte Haltung sowie eine gewisse Langsamkeit der Bewegungsabläufe verrieten sie. Ausgerechnet er, aus dem Dritten Reich gekommen, hielt überhaupt nichts von preussisch-zackigem Drill und Gehabe, womit manch ein jüngerer Leutnant dem Schulkommandanten oder dem Instruktor zu imponieren versuchte. Letzterer, eleganter

Bonvivant aus einer Neuenburger Patrizierfamilie und wohl eher zufällig Berufsoffizier geworden, konnte oder wollte sein Wohlgefallen an gutgewachsenen Jungmännern nicht verbergen. Mit Vorliebe tauchte er auf, wenn der Tagesbefehl eine Turnstunde vorschrieb und die Rekruten, nur mit der Turnhose bekleidet, das Armeeturnprogramm repetierten und mit Hechtrollen, Läufen, Sprüngen ihre Kraft und Behendigkeit verbessern sollten. Eines kalten Vormittags und bei leichtem Schneetreiben führte er, stolz wie ein Pfau, die Turnerei dem Militärrattaché der französischen Vichy-Regierung vor. Mit unbewegter Miene verfolgte dieser die Darbietung.

Hatte der Student mit seinen Kameraden und dem Kader einfach nur Glück gehabt? Nicht bloss er freilich. Zwar brillierte der Zug Kuhn bei Inspektionen nicht besonders. Darauf hatte es der Zugführer aber auch nicht abgesehen. Mit diskreter Ironie bagatellisierte er dieses «Theater» vor dem Herrn Oberst oder einmal auch vor dem Herrn Oberstdivisionär. Ihm war – militärisch gesprochen – «die Moral der Truppe» wichtiger als ein Oberstenlob und die eigene Offizierskarriere. Im Fall eines Ernstfalls hätte er sich vermutlich auf seine Leute, diese sich aber auch auf ihn verlassen können.

Nach etwa zwei Monaten wurde der Student mit der Frage konfrontiert, ob er «weitermachen», d.h. zunächst Korporal und dereinst Offizier werden wolle. Zwar fehlte ihm der Glaube an seine Führungsqualitäten, dennoch füllte er, von der Familie ermuntert und auch, um sich alle Möglichkeiten offenzuhalten, das Anmeldeformular aus. Nicht zuletzt verlockte ihn dabei die Aussicht, während künftiger Aktivdienste – deren Ende nicht abzusehen

war – als Korporal anstatt im Kantonnementsstroh der Mannschaft in irgendeinem Zimmer und Bett nächtigen zu dürfen. Ein Bettaspirant sozusagen.

Über das Geschehen auf den Kriegsschauplätzen wurden die Rekruten nicht informiert. Dass die deutschen Streitkräfte das Donzbecken und die Krim erobert, bisher jedoch vergeblich versucht hatten, Moskau und Leningrad einzunehmen, entnahm der Student abends daheim der Tageszeitung. Die Rote Armee schien nicht besiegt zu sein, vielmehr versteifte sich ihr Widerstand, sie begann sogar, Gegenangriffe zu lancieren. Davon, dass der gigantomane Feldzug noch vor dem Einzug von «Väterchen Frost» siegreich beendet sein würde, sprach niemand mehr, offenbar auch nicht in Deutschland.

Als angekündigt wurde, die bis Anfang November dauernde Rekrutenschule werde um drei Monate verlängert, nicht mehr als Instruktionsdienst, sondern als Rekrutenbataillon im Aktivdienst, breitete sich unter den Rekruten Missmut und Niedergeschlagenheit aus. Nur die acht Bestqualifizierten einer jeden Kompanie, hiess es, seien von der Verlängerung ausgenommen, um anschliessend an die RS eine neu eingeführte Winter-Unteroffizierschule samt nachfolgendem «Abverdienen» des Korporalgrades in einer ebenfalls neu angesetzten Winter-RS absolvieren zu können. Für ihre Aktivdienste benötigte die Armee jetzt offensichtlich grössere Kader. Den Studenten überraschte eines Tages die Mitteilung, auch er gehöre zu den acht Auserwählten. Damit hatte er nicht zu rechnen gewagt. Er sei, wollte Korporal Habegger wissen, gerade noch als Achter ins Kontingent hineingerutscht und habe dies Leutnant Kuhn sowie wahrscheinlich auch dem Instruk-

tionshauptmann, dem welschen Bonvivant, zu verdanken. Schade, dass ich dich verlieren werde, bedauerte Habegger. Der Student jedoch rechnete sich aus, dass er nur wenig länger als das Rekrutenbataillon im Dienst sein, damit dann aber auch den Anspruch auf Zimmer und Bett abverdient haben würde. Im Übrigen gewann er so noch ein bisschen Zeit, um den Wunsch nach einem Fakultätswechsel weiter reifen zu lassen.

Szenen einer Ausbildung

Dann aber die Unteroffiziersschule. Sie führte Korporals- und Offiziersanwärter aus der halben Deutschschweiz in Bern zusammen. Hier herrschte ein ganz anderer Ton. Ihn gab ein Instruktionshauptmann aus Zürich an, klein von Wuchs, aber ein «scharfer Hund», ein Sadist sogar. Viel später einmal hiess es, er sei aus dem Instruktionkorps, vielleicht auch aus der Armee ausgeschlossen worden (was immerhin für diese gesprochen hätte). Er schien zu glauben, aus vermeintlich verweichlichten Kaderaspiranten mit unablässigem Schleifen, Schlauchen und Schikanieren pickelharte Krieger machen zu können. Guido, ein Muskel- und Gemütsathlet aus dem Freiburgischen hingegen behauptete: «Der Giftzwerg lässt uns doch einfach dafür büssen, dass wir alle grösser sind als er.»

Zwar war da auch noch der Schulkommandant, ein Oberst, der nebenher Essays verfasste (u.a. über «das Soldatische», später einmal aber auch über Katzen). Im täglichen Dienstbetrieb liess er sich kaum jemals blicken, überliess das Feld dem Instruktor. Der machte sich stets wieder ein Vergnügen daraus, die Unteroffiziersschüler über die spätherbstlich aufgeweichte Kampfbahn neben der Kaserne zu jagen, mit einer Stoppuhr in der Hand. Wer zu langsam war, da er vielleicht zum Erklimmen der Ladenwand

mehr als nur einen Anlauf benötigte, wurde gleich nochmals, bisweilen auch ein drittes Mal über den matschigen Parcours geschickt. Nach dem Unterkriechen des Drahtverhaus, den Daumen auf die Karabinermündung gepresst, sahen alle wie Moorsoldaten aus. Das nachherige Bürsten und Schrubben zog sich oft bis tief in die Nacht hinein, bis der Scharfblick des kleinen Instructors kein Stäublein mehr auf Kittel und Hosen und auch kein Erdkrümelchen mehr zwischen den Schuhnägeln zu entdecken vermochte. Nach einer Exerzierübung unter fahler Novembersonne bellte er eines Nachmittags plötzlich: «Ab auf die Bäume! In einer Minute sehe ich keinen Fuss mehr auf dem Boden!» Flugs hatten die Schnellsten und Gewandtesten die Kasernenhofbäume erklimmen und zogen andere Kameraden hoch oder hielten jene, die sich gerade noch an einem Ast festhalten konnten, an den Handgelenken in hängender Schwebel. «Singen!», krächte der Kleine, «das Erika-Lied!» Wütend scholl es von der Baumreihe herab: «Auf der Heide blüht ein Blümelein / und das heisst – Erika!» Dann plumpsten die Ersten, die zuunterst Hängenden, auf den Asphalt hinunter. Der Student hatte nicht mitgesungen, er kannte das Lied, eine sentimentale Vergewaltigungsphantasie, nicht.

Und so weiter. Und so fort.

Und was lernten die angehenden Korporale für die bevorstehende Aufgabe, Rekruten zu motivieren und auszubilden? Nichts – ausser, dass konsequente Härte zu zeigen und unbedingter Gehorsam zu fordern sei.



Ende November rückten die Rekruten ein, wurden in Züge und Gruppen eingeteilt. Der Student hatte doppeltes Pech.

Just sein Zugführer meinte sich dadurch hervortun zu müssen, dass er, wie sonst kein anderer Leutnant, dem Beispiel des Giftzwergs nacheiferte. Er, ein angehender Gymnasiallehrer, händigte seinen Korporalen jede Woche eine Art Lehrepistel aus, eigenfingrig getippt, mit fünf Durchschlägen auf grünem Dünnpapier. Darin formulierte er die jeweiligen Ausbildungsziele und vor allem pädagogisch-martialische Sentenzen. Bald schon schien ihm, seine Korporale seien den Rekruten gegenüber zu weich. Er verbot ihnen, sich in Diskussionen einzulassen, im Militär werde nicht diskutiert, sondern befohlen und gehorcht. Und schrieb: «Der Korporal hat sich unter allen Umständen durchzusetzen, auch wenn es über Leichen geht.» Rekruten, die in der Schiessanlage Ostermundigen einen Nuller geschossen hatten, versetzte er einen kräftigen Tritt in den Hintern. Obgleich das ein Verstoss gegen Dienstvorschriften gewesen sein dürfte, wagte niemand, sich beim Schulkommandanten oder wenigstens beim Kompaniechef zu beschweren. Des Letzteren Devise war ebenfalls: Harte Zeiten brauchen harte Männer. Beim Kompaniedrill liess er deshalb den Gewehrgriff so lange wiederholen, bis manche Finger zu bluten begannen.

Das zweite Pech des Studenten: Seiner Gruppe war Däniker zugeteilt worden, ein Rekrut von der traurigen Gestalt, die, nussgipfelkrumm, auffiel, weil sie sehr gross geraten war. Däniker blieb es unmöglich, soldatisch aufrecht zu stehen oder zu gehen. Weder konnte er mit den anderen ordentlich im Schritt marschieren, noch beim Gewehrexerzieren die Übungen gleichzeitig mit ihnen ausführen. Dadurch verdarb er das Bild der Gruppe und auch des ganzen Zuges. Den Leutnant machte das fuchsteufels-

wild, den Studenten und Korporal schliesslich total ratlos. Däniker war nicht zu helfen, nicht zu ändern. Er blieb ein dauerndes Ärgernis und litt selber am meisten darunter. Sein trauriger Hundeblick hörte nicht auf, um Erbarmen zu flehen. Ein Blick, der so gar nicht zu seiner grotesken Erscheinung passte, die am besten eine Tolpatsch- und Lachfigur in einem Soldatenschwank hätte abgeben können.



Zum vermeintlich krönenden Abschluss der Kasernenzeit lud der kleine Instruktor das Kader zu einem, wie er ankündigte, gemütlichen Nachtessen in einem Landgasthof ein. Den genauen Ort mussten die Zugführer und ihre Korporale durch einen frühabendlichen Orientierungslauf ausfindig machen. Er führte ohne nennenswerte Schwierigkeiten querfeld- und querwaldein, um schliesslich in einer behäbigen Dorfwirtschaft zu enden, wo den hungrig Gewordenen üppige Berner Platten aufgetischt wurden, dazu Bier und Wein à discretion. Bald einmal begann es lustig zu werden, einzig die Leutnants hielten sich zurück. Witzbolde setzten sich in Szene, nahmen beherzt auch Vorgesetzte ein bisschen aufs Korn, riskierten sogar einige Zötchen. Dazwischen stiegen Gesänge, die anscheinend unter Ostschweizern beliebte «Erika» natürlich, doch auf Wunsch des Instruktors auch das Lied vom Landammann, der immer schön den Wänden entlangtanzt, wozu ein Spassvogel rasch eine robuste Kellnerin umfasste und mit ihr den Saalwänden entlanghopste. Alle wähten, dass sie, mit vollen Bäuchen und heiter beduselt, von Camions in die Kaserne zurückgefahren würden. Mit der Tücke des Giftzwergs hatte kaum einer gerechnet. Irgendwann nach zehn Uhr stand dieser plötzlich auf

und verkündete, jetzt, gerade jetzt sei der Moment gekommen, psychische und physische Härte zu beweisen und zwar in einem Wettlauf der Zugskader zurück in die Kaserne, er erwarte von allen einen bis zum Kotzen totalen Einsatz. Die zurückzulegende Strecke dürfte wohl an die zwanzig Kilometer betragen haben. Wütend, weil sie sich wieder und noch einmal «verseckelt», genarrt fühlten, rannten die Gruppen los und in die kalte Nacht hinaus, die Korporale mit umgehängtem Karabiner. Nach einigen Kilometern musste der Student, schmalbrüstig seit jeher, verzweifelt um Atem ringen, bis er nicht mehr anders konnte als vom Laufschrift in einen Schnellschritt zu verfallen. Fluchend, drohend schimpfte der Leutnant auf ihn ein. Kaum war der Ausgepumpte wieder zu Atem gekommen und hatte zur Gruppe aufschliessen können, fiel aus ihr ein anderer zurück, wankte, taumelte und übergab sich. Der erboste Leutnant fluchte, brüllte zuerst, dann zückte er in seiner Hilflosigkeit die Dienstpistole und schoss, um der Gruppe Beine zu machen, in die Nachtluft hinaus, dann den keuchenden, stets wieder zurückhängenden, zurückfallenden Läufern links und rechts um die Ohren, als wäre er tatsächlich fähig und bereit, notfalls über Leichen zu gehen. Die Ballerei nützte jedoch nichts, die Gruppe traf als allerletzte in Bern ein, lange nach Mitternacht. Im nur noch spärlich erleuchteten Kasernengang empfing sie der Instruktor mit finsterner Miene. Der finale Gruppengewehrgriff missriet kläglich, einem fiel sogar das Gewehr aus den Händen und zu Boden. Verächtlich salutierend zischte der kleine Hauptmann: «Abtreten!»

Zum Abschluss der Winter-Rekrutenschule waren grosse Manöver angesagt worden, unter Einbezug noch anderer Armeeverbände. Doch innerhalb weniger Tage fielen gewaltige Schneemassen vom Himmel. Oft mehr als kniehocher Schnee behinderte die Gefechtsbewegungen, verhinderte sie schliesslich vollends. Von einem Tag zum andern dislozierte deshalb die ganze Rekrutenschule mit Bahntransport durch den Gotthardtunnel ins schneefreie Tessin – ein Bravourstück logistischer Improvisation. In der Südschweiz empfingen heiterer Sonnenschein und milde Vorfrühlings-, fast schon Frühlingstemperaturen die Schneevertriebenen. Mit Sack und Pack stiegen sie von der SBB-Talstation Taverne in die Hügel nördlich von Lugano empor. Die Kompanie des Studenten quartierte sich in den Dörfern Sala und Ponte Capriasca ein. Dank Schnee und Militär war der junge Berner so zum ersten Mal ins Tessin gekommen. Im Häuschen einer freundlichen Witwe bezog er ein Zimmer. Endlich konnte er sein gymnasiales Italienisch einmal erproben. Die Witwe trug das ihre dazu bei, indem sie sich Mühe gab, nicht in ihren Dialekt zu verfallen. Bald einmal machte sie ihn aufmerksam auf die Pfarrkirche von Ponte Capriasca und das dortige Abendmahlsbild, eine alte und offenbar bedeutsame Kopie des Abendmahls von Leonardo da Vinci. Eines Abends setzte sich der Student an sein Zimmertischchen und schrieb seinem Bruder auf einem CVJM-Briefbogen, er möge den Eltern schonend mitteilen, ihr zweiter Sohn wolle die Juristerei aufgeben und Theologie studieren. Wann er damit würde beginnen können, blieb allerdings ungewiss, hatte er doch bereits den Marschbefehl erhalten, sich nach Abschluss der Winter-RS zum Aktivdienst bei der ersten Kompanie des Stadtbataillons 28 in Kandersteg einzufinden.

Dass er nicht zum Offizier taugte, nicht in der Infanterie jedenfalls, war dem Studenten längst schon klargeworden, seinen Vorgesetzten ebenfalls. Dazu hätte es nicht einmal Dänikers bedurft, den er nicht aus einer Jammergestalt in einen flotten Füsilier zu verwandeln vermochte. Ihm war's deshalb recht, für die Manöver dem Schiedsrichterdetachment zugeteilt zu werden. Adieu denn, Giftzwerg, Leichen-Leutnant! Lebe wohl auch Däniker, du Unglücksrabe! Mit einer weissen Armbinde gekennzeichnet bewegte er sich alsbald zwischen den «Fronten» mit der Kompetenz, «Kämpfende» für tot erklären zu dürfen. Einfachheitshalber wurde niemand für verletzt befunden, es fehlte an Sanitätern. Eines warmen Mittags, als er wegen ringsherum nervöser Schiessereien – mit blinder Munition, versteht sich – in einer Geländemulde Deckung suchte, kam er neben einen ebenfalls schiedsrichternden Oberleutnant zu liegen. Der begann, weiss der Himmel warum, vom Zürcher Theologieprofessor Emil Brunner zu reden. Er hatte neulich dessen Büchlein *Unser Glaube* gelesen und rühmte seine auch für Laien leichte Verständlichkeit. Dann ebte das Geballer ab, sie verliessen ihre Deckung. Einer in der Nähe hinter noch laublosem Gebüsch liegenden Soldatengruppe teilte der Oberleutnant mit, sie seien tot. Erfreut richteten die Toten sich auf, öffneten die Uniformkragen, klaubten Schokolade aus einer Patronentasche hervor, zündeten Zigaretten an und legten sich wieder ins Gras, anstatt bäuchlings jetzt aber rücklings.

Hotel Gemmi

Unter den Vorfahren des Studenten hatte es Bauern, Gemeindegeschreiber, Kaufleute, Ärzte, Handwerker, ab und zu auch Tunichtgute und Bankrotteure gegeben, nie jedoch einen Pfarrer. Begreiflich, dass der Wunsch, Theologie zu studieren, die Eltern überraschte, dies umso mehr, da ihr Sohn bislang weder Lust zum Kirchgang noch sonst religiöse Neigungen gezeigt hatte. Er selbst war sich keineswegs sicher, ob er jemals eine Pfarrstelle würde übernehmen wollen, erst recht nicht, ob sich überhaupt je einmal eine Kirchgemeinde dazu würde entschliessen können, ihn zu wählen. Ihn zog jetzt vor allem das weitgefächerte Studium an. Von ihm versprach er sich erhellende Einblicke in die Geistesgeschichte und deren Umgang mit den grossen Menschheitsfragen und Lebensrätseln. Neugier, Wissbegierde also? Ingeheim, wer weiss, erhoffte er sogar noch mehr, etwas wie Erleuchtung vielleicht. Erleuchtung worüber? Über alles! Nicht zuletzt auch über sich selbst, war er doch unfähig, mitten in dieser wirren, tumultuösen Zeit seine Zukunft zu planen. Dass Gleichaltrige unbeirrt Berufs- und Lebensziele verfolgen konnten, verwunderte ihn. Als er einige Tage zu Hause war, ehe er wiederum die Uniform anziehen und einrücken musste, vermochte er nicht, den Eltern seine Beweggründe klar und genau darzulegen.

Sie blieben dementsprechend ratlos, deuteten zwar Bedenken an, willigten aber grosszügig in den Fakultätswechsel und die dadurch entstehenden Verzögerungen und Kostenfolgen ein. Nein, nein, beruhigte er sie, er wolle und werde kein ewiger Student werden, diesmal sei es ihm ernst, auch wenn er ihnen und sich selber nicht richtig erklären könne, weshalb. «Tu, was du tun musst», sagte die Mutter. Erleichtert scherzte er, allenfalls werde er dereinst sein Leben halt als Pfarrer im abgelegenen Dörflein Abländschen verbringen. Der Vater schmunzelte.



Zunächst aber hatte der angehende Theologiestudent zu seiner Aktivdiensteinheit einzurücken. Sie war am Ende des Bergtals von Kandersteg im Hotel Gemmi und dessen Nebengebäuden einquartiert, direkt vor dem Ein- oder Ausgang des Lötschberg-Eisenbahntunnels und wahrscheinlich mit dem Auftrag, diesen zu sichern. Dass der noch vom Ausbildungsdrill Geprägte sich beim Feldweibel anmeldete, indem er zackig die Hacken zusammenknallte und sich mit ebenso zackigem Staccato vorstellte, schien die zufällig auf dem Hotelvorplatz Herumstehenden zu belustigen. Verwundert musterte ihn der Feldweibel. Ein älterer Gefreiter zog ihn danach beiseite mit den Worten: «Mach doch nicht das Kalb.» Nein, das wollte er wahrhaftig nicht. Dank der fast väterlichen Zurechtweisung begriff er, dass die Umgangsformen hier lockerer, militärische Formalitäten offenbar auf das unvermeidliche Minimum beschränkt waren. Und auch das gab es nun also: Gefreite. Als bewährte Soldaten fungierten sie als Gruppenführer-Stellvertreter. Auch sonst wies die Hierarchie differenziertere Abstufun-

gen auf als zuvor in den Rekrutenschulen. So etwa standen den Zugführern als rechte Hand und Stellvertreter Wachtmeister zur Seite, umsichtige, umgängliche Leute meistens, die nach oben und nach unten ausgleichend wirkten.

Der Marschbefehl für den Studenten hatte den Vermerk enthalten: «Wenn vorhanden Skis, Skistöcke, Seehundsfelle mitbringen.» Noch lag Schnee, zwar nicht mehr in Kandersteg, wohl aber in den höheren Regionen ringsum. Fast täglich stieg man dorthin empor zur Skiausbildung. Denen, die keine Privatskis hatten mitbringen können, waren weiss lackierte Armeeskis ausgehändigt worden. Daneben gab es Abseilübungen, man lernte Seilknoten knüpfen und mit dem Karabinerhaken umgehen. Gebirgsfüsiliere eben. Zum Programm gehörten gleichfalls Geh- und leichte Kletterübungen im Fels. Hierbei musste der Student feststellen, dass er in grösste Schwierigkeiten geriet, sobald es galt, aufrecht auf einem und über einen schmalen Berggrat zu gehen. Nicht eigentlich Schwindel erfasste ihn, vielmehr schien sein Gleichgewichtsgefühl mangelhaft entwickelt zu sein. Er schrieb dies dem Umstand zu, dass er nur mit einem Auge, dem linken, richtig zu sehen vermochte. Beschämt kroch er auf allen vieren über besonders exponierte Gratpassagen. «Mach dir nichts draus», tröstete ihn sein Gefreiter, ein kräftiger Maurerpolier, «es hat ein jeder so seine Schwächen.»

In Bern hatte die Mutter mittlerweile ein Paar neuartiger Marsch- und Bergschuhe entdeckt und dieses, weil es zufällig der Fussgrösse ihres Jüngsten entsprach, kurz entschlossen gekauft. Ein italienisches Fabrikat, Marke Vibram, mit Hartgummi-Profilsohlen. Immer schon hatte der Infanterist die Befürchtung geäussert, die Schweizer Armee könnte einen allfälligen Waffengang

nur schon wegen des schweren und nagelbeschlagenen Schuhwerks verlieren. Trugen deutsche Soldaten denn nicht vergleichsweise leichtere Stiefel, «Knobelbecher» genannt, offenbar ebenfalls mit Hartgummisohlen? An einem Urlaubstag zu Hause probierte er die Vibramschuhe aus. Sie waren prima, ermöglichten einen weich federnden Gang, auch ein richtiges Abrollen der Füsse. Also nahm er sie mit nach Kandersteg. Der Haken war bloss, dass ihre rostrote Farbe inmitten der schwarzen Armeeschuhe aller anderen auffallen musste. Doch siehe da, niemand nahm an dieser Auffälligkeit Anstoss, selbst der manchmal doch pingelige Feldweibel nicht. Und bald schon bewiesen die Vibramschuhe ihre Qualität, ja ihre Überlegenheit über das Ordonnanzschuhwerk der andern. Bei einem der gelegentlichen Wettrennen über eine Geröllhalde hinab fassten sie sicher Tritt, glitten auch bei kleinen Sprüngen nicht ab und nicht aus wie genagelte Schuhe oft. Vibram siegte, Vibram gewann.

Regelmässig rollten und rauschten, vor allem nachts, deutsche und italienische Güterzüge hinter dem Hotel Gemmi vorüber, verschwanden im Tunnelloch oder donnerten aus diesem hervor. Nein, keine Geschütz- und Kriegsgerättransporte, beteuerten die Behörden, die Schweiz bleibe strikt neutral, den Achsenmächten Deutschland und Italien sei ausschliesslich die Durchfahrt mit zivilen Gütern wie Kohle und landwirtschaftlichen Produkten erlaubt. Wurden die Güterwagen an der Grenze jedoch auf ihre Fracht hin überprüft? Im Hotel Gemmi, versteht sich, wusste das niemand. Hingegen hielt man es hier für ausgemacht, dass im Ernstfall die Tunnelein- und -ausgänge, wie anderswo in den Alpen ebenfalls, gesprengt und damit blockiert würden. Hielten sich dafür in Kandersteg oder weiter unten im Tal Mineure bereit? Al-

lerdings hatte sich der vielbeschworene Ernstfall in entlegene Gebiete verzogen, in den Kaukasus, ans Schwarze Meer, nach Nordafrika auch, überall dorthin, wo der deutsche Welteroberer seine Truppen hinschicken beliebte. Weshalb sollte er auch noch die kleine Schweiz mit einem Ein- und Ernstfall heimsuchen wollen? Als Garantie sicherer, von alliierten Luftangriffen unbehelligter Bahntransporte durch die Alpen musste sie ihm doch wohl am nützlichsten sein. Der Ernstfall begann allmählich, seinen Ernst zu verlieren. Ohnehin sei, behauptete ein Wachtmeister, Bankbeamter von Beruf, eine kriegsverschonte Schweiz zwecks Goldverkäufen und Devisengeschäften für die Nazis unverzichtbar geworden, man brauche sich bloss anzusehen, was für Leute in hiesigen Banken jetzt ein- und ausgingen.

Von hochgetürmten Felsen umgeben, flösste Kandersteg Gefühle grosser Geborgenheit ein. Geborgen in den Bergen. Die Vorstellung, hier könnte es je einmal zu Kriegshandlungen kommen, mutete so unreal an, dass die in einer Zigarettenpause aufgekommene Frage, was allenfalls mit Gefangenen zu tun wäre, den Leutnant in Verlegenheit brachte. Schliesslich sagte er beklommen: «Ich fürchte, wir könnten es uns hier oben gar nicht leisten, Gefangene zu machen.»

Debora

Debora («Biene») war eine alttestamentliche Prophetin, die, «Mutter in Israel» genannt, unter der Deborapalme im Gebirge Ephraim Recht sprach, eine Gestalt mit matriarchaler Autorität. Im Namen Jahwes rief sie Israel zum Befreiungskampf gegen seine jahrzehntelangen Unterdrücker auf. Ihr «Siegeslied» feiert denn auch Jahwe als den wahren und eigentlichen Sieger des unerbittlich geführten Befreiungskrieges (Richter 5). Das Lied scheint einer der ältesten Bibeltexte zu sein. Eine Debora gab es aber auch in Bern. Mit diesem Namen, Übernamen nämlich zeichneten die Theologiestudenten respektvoll Dora Scheuner aus. Wie sie zu diesem Übernamen gekommen war, wusste niemand zu sagen. Vermutlich hatte sie es ihrer intelligenten Beherztheit zu verdanken, dass ihr Vorname Dora sich eines Tages in Debora verwandelte, gehörte sie doch zu jenen Pionierfrauen, die den Mut gehabt hatten, ein Studium in der Männerdomäne Theologie zu absolvieren. «Fräulein» Scheuner schloss es sogar mit Bestnoten ab. Allein, die Kirchenordnung erlaubte es Frauen nicht, sich für eine Pfarrstelle zu bewerben. Wählbar waren ausschliesslich Männer. Mehr als Pfarrhelferin konnte Dora Scheuner trotz exzellenter Qualifikation nicht werden. In der städtischen Kirchgemeinde, wo sie fürs Erste tätig wurde, waren ihr nur Abendpredigten gestattet so-

wie der bei den Pfarrherren wenig beliebte kirchliche Unterricht für sogenannt «Schwachbegabte». Besser, für sie wohl auch befriedigender, konnte das «Fräulein» seine Lehrbegabung hernach als Religionslehrerin an Mädchensekundarschulen zur Geltung bringen. Schliesslich kam dazu auch die Aufgabe, Theologiestudenten ohne Maturausweis in Griechisch und Hebräisch diese Sprachen so weit beizubringen, dass sie die biblischen Originaltexte einigermaßen zu übersetzen vermochten.

Mehr oder weniger regelmässig besuchte der theologische Neuling die Vorlesungen für Studienanfänger. Zur Hauptsache aber büffelte er unter Deboras effizienter Anleitung Griechisch und Hebräisch. Ebenso häufig wie in den universitären Hörsälen war er deshalb jetzt Gast in der kleinen, stilvollen Gelehrtenwohnung Dora Scheuners an der Junkerngasse. Dabei durfte er stets wieder von den Studien- und Bücherempfehlungen der Theologin profitieren, die ohne Weiteres das Zeug zur Professorin gehabt hätte. Nach acht Monaten sagte sie, jetzt sei es so weit, er könne sich für das Graecum, die Nachprüfung in Griechisch anmelden. Von sich aus hätte er noch nicht den Mumm dazu gehabt. Keine Angst, ermutigte sie ihn, man wird Ihnen ja bloss neutestamentliche, also Koiné-griechische Texte vorlegen, nicht solche von Homer, Sophokles und ähnlichen Klassikern. Doch fühlte er sich auch im neutestamentlichen Griechisch noch keineswegs sattelfest. Auf Deboras Lagebeurteilung vertrauend, meldete er sich dennoch an. Und siehe da, er bestand, wenn auch ohne Glanz, aber er bestand die Prüfung und konnte sich von nun an auf das schwierigere Hebräisch konzentrieren.

Inzwischen war Hitler vom Kriegsglück verlassen worden. An allen Fronten geriet seine Wehrmacht in die Defensive. Ihre 6. Armee mit rund 284'000 Mann hatte in Stalingrad vor der Roten Armee kapitulieren müssen. In Nordafrika rückten alliierte Truppen unter dem Befehl des britischen Generals Montgomery unaufhaltsam vor. In der Schweiz hatte der Bundesrat beschlossen, die Grenzen für alle Flüchtlinge zu sperren. Nicht nur Debora war empört. An der Landsgemeinde einer evangelisch-reformierten Jugendorganisation im Zürcher Hallenstadion hatte Pfarrer Walter Lüthi aus Basel diesen Beschluss erstens lieblos, zweitens heuchlerisch, drittens undankbar genannt: «Deshalb haben wir jetzt ein schlechtes Gewissen.» Nach ihm hatte Bundesrat Eduard von Steiger vor den 6'000 Jugendlichen den Regierungsbeschluss zu rechtfertigen versucht: «Wer ein schon stark besetztes Rettungsboot mit beschränktem Fassungsvermögen und ebenso beschränkten Vorräten zu kommandieren hat, indessen Tausende von Opfern einer Schiffskatastrophe nach Rettung schreien, muss hart erscheinen, wenn er nicht alle aufnehmen kann. Und doch ist er noch menschlich, wenn er wenigstens die schon Aufgenommenen zu retten versucht.» Damit war die Parole «Das Boot ist voll» lanciert worden. Debora sparte nicht mit verhalten zornigen Äusserungen über diese Regierungspolitik. Bald wusste sie auch, dass Gertrud Kurz, die «Flüchtlingsmutter», von Steiger in einem persönlichen Gespräch beschworen hatte, den Beschluss rückgängig zu machen. Er wurde nicht zurückgenommen, immerhin aber zeitweilig etwas lockerer angewendet, zum Verdruss freilich des rechtsbürgerlichen Vaterländischen Verbandes, der in einem Manifest die «Überschwemmung mit Flüchtlingen» als Schreckens-

bild an die Wand malte und eine noch rigorosere Verriegelung der Grenzen sowie geschlossene Lager für die bereits in der Schweiz anwesenden Flüchtlinge forderte. «Unglaublich: Die möchten wie draussen die Nazis auch hier Konzentrationslager einrichten», zürnte Debora, die selber in der lokalen Flüchtlingshilfe mittätig war. Unter den Theologiestudenten wurde die Flüchtlingsfrage ab und zu ebenfalls diskutiert, kaum hingegen unter den Juristen und Nationalökonomern des Concordia-Stammtisches in der Schmiedstube.

Beinahe ein Jahr lang war dem Studenten kein Marschbefehl mehr ins Haus geflattert. Das Stadtbataillon 28 pausierte sozusagen. Dem «Kadi», dem Kommandanten der ersten Kompanie, schien die Pause zu lang geworden zu sein. Um wenigstens dem Kader eine minimale Kondition zu erhalten, forderte er es zweimal an einem Sonntag zu freiwilligen Patrouillenläufen auf mit Start und Ziel auf der Berner Allmend. Wie es sich wohl gehörte, machten die meisten Offiziere dabei mit, wogegen die Beteiligung der Unteroffiziere zu wünschen übrigliess. Ein Korporalskollege, dem der Student zufällig in der Stadt begegnete, hatte für die auch von ihm geschwänzten Übungsläufe nur eine wegwerfende Geste übrig: «Mein Zivilleben gehört mir, da wird nicht Militärlis gespielt.» Und frotzelte: «Was? Du, auch du hast diesen Hafenkäs mitgemacht?»

Unmerklicher Beginn

Ende November 1942. Etwas begann, ohne dass dem Studenten hernach bewusst geworden wäre, dass etwas begonnen hatte. Feingliedrig war sie und blond, luftig sozusagen, leicht jedenfalls, als Tanzpartnerin gut anzufassen, gut anzufühlen. Liess ihn, den sie nie zuvor gesehen hatte, spontan ihre Zuneigung spüren. War heiter und schnörkellos sich selbst, ohne Jungmädchenkoketterie. Wozu da noch die beiläufigen Umstände und Bagatellen beschreiben wollen, das «Zibelemärit»-Fest der Concordia? Einen Abend lang zählte allein das in den Augen der Achtzehnjährigen aufleuchtende Licht, die intuitive Zutraulichkeit, beim Abschied spätnachts ein flüchtig auf die Wange gehauchtes Müntschi. Ohne Gewicht und Ernsthaftigkeit alles. Ein erotisches «Nüteli», Nichtslein. Danach hüpfte sie die Steinstufen zum Haus empor, in dem sie, eine Langenthalerin, wochenüber ein Zimmer bewohnte. In der Folge gingen beide wiederum eigene Wege und versäumten dabei nicht, ungebunden und frei auch andere Beziehungs- und Liebesmöglichkeiten auszuprobieren. Wie tief nachwirkend die Begegnung dennoch gewesen war, sollte sich erst mit der Zeit, im Verlauf mehrerer Jahre, allmählich abzeichnen.

Im Aargauischen

Ende März 1943 wieder fünf Wochen Aktivdienst, diesmal im Aargauischen, zuerst in Frick, dann in Auenstein: Durch Landesverteidigung das eigene Land besser kennenlernen. In einer Tasche seiner Uniformjacke trug der Student ein dünnes Carnet auf sich, mit Kolonnen hebräischer Wörter, die er sich einprägen wollte. Noch daheim hatte er vom kommenden Hebraicum geträumt. Merkwürdigerweise fand es im Keller des Elternhauses statt, als ob Fliegeralarmsirenen den Prüfenden und den Prüfling dorthin getrieben hätten. Von Flugzeugen oder von den Salven der in der Nähe postierten Flakkanonen war aber nichts zu hören. Das Examen endete damit, dass der Professor für Altes Testament, ein kleiner behender Mann mit grauem Bocksbart, eine Flasche Rotwein und zwei Gläser unter dem Tisch, wo sie einander gegenüber sass, mit den Worten hervorholte: «Es ist gescheiter, wir trinken jetzt eins.» Fröhlich stiess er mit dem Studenten an, dem dabei und auch nach dem Erwachen freilich unklar blieb, ob er nun durchgefallen oder gerade noch dank christlicher Nachsicht durchgeschlüpft war. Jedenfalls nahm er sich vor, auch während des Militärdienstes hebräische Vokabeln zu büffeln mit Hilfe des bald einmal zerknitterten Carnets. Als er es in einer Gefechtsübung unweit von Frick aus der Uniformtasche klaubte, eine Seite

aufschlug und zwei, drei Wörter vor sich hin brümmelte, wollten seine Soldaten, die sich ein paar Schritte entfernt niedergelassen hatten, denn doch wissen, was er da lese. Und wunderten sich über die sonderbaren Schriftzeichen, die er ihnen zeigte, und noch mehr darüber, dass diese kuriosen Wörter von rechts nach links gelesen und geschrieben sein wollten. Wozu er so etwas überhaupt lerne, fragten die Männer. Und alsbald entspann sich eine Diskussion über die deutsche Judenverfolgung. Dass diese im Begriff war, eine planmässige Judenvernichtung zu werden, wusste man noch nicht, wollte entsprechenden Gerüchten und einigen Berichten keinen Glauben schenken. Hitler war zwar alles zuzutrauen, aber eine Vernichtung aller europäischen Juden? Ungeheuerlich, unvorstellbar. In Frick war man nicht sehr weit von der deutschen Grenze entfernt. Von Flüchtlingen war nichts zu bemerken. Die Kompanie des Studenten hatte allerdings keine Grenzbeobachtungsaufgaben zu erfüllen.

Auenstein, zwischen Aarau und Wildegg am juraseitigen Ufer der Aare gelegen: schlichte Einfamilienhäuser, südostwärts in die Frühlingssonne blinzelnd, Rivieralage sozusagen, ein bescheidenes, sich bescheidendes Dorf ohne Bahnanschluss oder Busverbindungen. Auf Velos fuhren die Männer und auch einige Frauen zur täglichen Arbeit nach Wildegg und in die Zementwerke Holderbank.

Im Divisionsstab schien jemand den Einfall gehabt zu haben, die Gebirgsfüsilieri im Umgang mit Schlauchbooten auszubilden. Für rasche Flussüberquerungen hielt man diese wohl für leichter transportierbar und handlicher als schwerfällige Pontonierkähne.

In den Aareauen unterhalb der Stadt Aarau wurden die Hantierung mit den Booten und kleinen Rudern sowie bald auch gefechtsmässige Flussüberquerungen eingeübt. Ein Problem der Aktivdienste bestand nicht zuletzt darin, Aktivitäten für die Dienstuenden zu finden oder zu erfinden. Nach etwa zehn Tagen kreuzten Offiziere des Divisionsstabes auf, um sich die Ausbildungsergebnisse anzusehen. Unter ihnen ein Hauptmann Ernst, von dem es hiess, er sei an der «Offiziersverschwörung» mitbeteiligt gewesen, die vor bald drei Jahren in Auflehnung gegen den anpassungswilligen Bundesrat den unbedingten Widerstand gegen Nazideutschland gefordert hatte. Die Stabsoffiziere kamen und gingen, ohne dass die Truppe erfuhr, was sie von ihren Schlauchbootkünsten hielten.

In den letzten Auensteiner Tagen organisierte der rührige Feldweibel einen Tanzabend mit Mädchen aus dem Dorf und dem nahen Wildegg. Zwischen einem von ihnen und dem Studenten kam es zu einem spontanen, rasch zärtlich werdenden Flirt. Nach dem letzten Tanz begleitete er sie bis zum Vorgärtchen des Hauses, wo sie wohnte. Worauf sie ihm unbedingt den Weg zum Haus glaubte zeigen zu müssen, wo er in einem ebenerdigen Zimmer einquartiert war – als hätte er sich im kleinen, übersichtlichen Dorf verirren können. Wonach er sie natürlich nicht allein zu ihrem Haus zurückgehen lassen konnte, wie wenn Auensteins Wege nachts unsicher gewesen wären. So gingen sie die längste Zeit hin und her, die junge Frau, gross gewachsen und schlank, mit dem Korporal eng umschlungen, liebevoll schnäbelnd. Am folgenden Abend suchte sie, die angehende Damenschneiderin, ihn in seinem Zimmer auf und nähte zuerst einen losen Knopf seiner Uniformjacke

wieder strapazierfähig fest, mit Fingern, die sich nicht nur beim «büezen» (nähen) als behende erwiesen. Am übernächsten Abend kam sie wieder und half ihm, seine Siebensachen im Tornister zu verstauen, denn anderntags in der Frühe marschierte die Kompanie ab, um ins Zivilleben entlassen zu werden.

Prediger

Nach Entrichtung der Prüfungsgebühr von zwanzig Franken konnte am 11. Juni 1943 das Hebraicum stattfinden. Es endete nicht wie im Traum mit einer Flasche Rotwein, vielmehr nüchtern, aber studienfördernd mit der Aushändigung eines Papierwisches, auf dem der Student erleichtert las, er habe die Prüfung bestanden. Das Attest schien der bocksbärtige Professor oder möglicherweise der ebenfalls anwesende Fakultätsdekan eigenfingrig in die Schreibmaschine getippt zu haben. Eine Sekretärin war nicht zugegen, vermutlich gab's eine solche gar nicht. Die Fakultät bestand schlicht aus Professoren und Studenten, weiteres Personal war nicht vorhanden. Keine Assistenten, kein «Mittelbau», keine speziellen Institute, keine Sekretärinnen: eine Betriebsstruktur, wie sie sich schlanker nicht denken lässt, vorsintflutlich vielleicht, dafür beinahe familiär.

Immer wieder waren etliche Studenten – Studentinnen gab's nur drei oder vier – in Militärdiensten abwesend. Ihrer drei absolvierten sogar eine Offizierskarriere. Einer von ihnen brach nach zweimaligem Scheitern im Propädeutikum das Studium allerdings ab, um Instruktions- und also Berufsoffizier zu werden, was ihm den Spott eintrug: Wer nichts wird, wird Wirt oder Instruktor. Andere warteten die Beendigung des Studiums und die Aufnahme in

den bernischen Kirchendienst ab. Danach bot sich ihnen die Möglichkeit, mittels eines kurzen Einführungskurses Feldprediger und vom Soldaten direkt zum Hauptmann befördert zu werden. Davon hielt der Student jedoch nichts. Entweder, sagte er sich, wird man ein richtig ausgebildeter Hauptmann und als solcher dann auch Feldprediger oder man wird beides nicht. Von den Instruktionsdiensten her (Rekrutenschule, Korporalsausbildung) war ihm die ziemlich lächerliche Figur des Waffenplatzfeldpredigers in Erinnerung geblieben. Werktags war er nie zu sehen, geschweige denn zu sprechen gewesen. Bei sonntäglichen Predigtauftritten steckte er in einer schlechtsitzenden Hauptmannsuniform und schläferete die Soldaten mit seiner nebulösen Rede ein, bis einige zu schnarchen begannen und mit leichten Ellbogenstössen wieder geweckt werden mussten.

Zehn Tage nach dem Hebraicum hatte der Student neuerdings einzurücken, nunmehr wieder ins Berner Oberland. Die Kompanie besammelte sich in Reichenbach, dem braunhäusigen Dorf im Kandertal. Von dort marschierte sie mit Sack und Pack hinauf ins Kiental und bezog Quartier in der gleichnamigen kleinen Ortschaft. Auf dem Programm stand vor allem jetzt wieder bergsteigerische Ausbildung, der Umgang mit Seilen und Karabinerhaken, Abseilübungen über Felsen hinab, das gruppenweise ange-seilt Gehen. Sobald längere, schwierigere Routen in höheren Regionen zu bewältigen waren, stülpte sich die militärische Rangordnung alsbald um. Die Führung übernahm ein Gefreiter. In langsamem Berglerschritt ging er voran, alle andern, auch Kompaniekommandant und Zugführer, brav hinter ihm her. Der Gefreite, ein Dachdecker namens Arthur (Turi) Spöhel, ein vorzüglicher, katzen-gewandter Alpinist, hatte vor dem Krieg im Allein-

gang den Kilimandscharo («Berg des bösen Geistes») bestiegen, mit 6'010 Metern der höchste Berg Afrikas. Wortkarg, in sich gekehrt, stapfte, stieg er voran und achtete bei der Routenwahl darauf, dass die Vordersten der langen Kolonne keinen Steinschlag auslösen konnten, der über die Nachfolgenden niedergegangen wäre. Unmittelbar hinter ihm ging meistens ebenfalls bedächtigen Schritts, eine Tabakspfeife im Mund, der ruhige, nie aufgeregte Oberleutnant Marti, geübter Alpinist, Träger des Gebirgsabzeichens auch er. Hatte die Kompanie ihren Sonderstatus als Gebirgs- und sogar Gebirgsjägereinheit vielleicht diesen beiden zu verdanken?

Eines Tages liess der Kompaniekommandant den Studenten zu sich kommen. «Sie studieren doch Theologie?», begann er und eröffnete ihm dann, der Regimentsstab im Unterland wolle einen Feldprediger nach Kiental hinaufschicken, um für die Kompanie einen Gottesdienst abzuhalten, er erachte das aber für wenig sinnvoll und möchte deshalb, dass er, der Theologiestudent, der Kompanie, die er und die ihn kenne, eine Predigt halte, am nächsten Sonntag. Vergeblich wandte der erschrockene Student ein, er habe noch nie gepredigt und sei im Studium noch lange nicht so weit, denn die Predigtlehre gehöre erst zum Pensum nach dem Propädeutikum. Der Kompaniechef liess sich aber nicht beirren. «Nur Mut», sagte er, «das können Sie schon», und für die Vorbereitung sei er am Samstag vom Dienstbetrieb freigestellt. Für den «Kadi» war die Sache damit erledigt. Der Student hingegen verfiel einer mittleren Panik. Zwar hatte er ein winziges Neues Testament bei sich. Doch was für einen Text auswählen? Vor lauter Aufregung war er zu keiner vernünftigen Überlegung fähig und entschied

sich in seiner Verwirrung für den Christushymnus des Philipperbriefs (2,5-10). Am Samstag machte er sich dazu einige Notizen und schrieb ein Gebet auf. Die sonntägliche Predigt in der Kientaler Kirche fiel dementsprechend dürftig und kurz aus, nach etwa 25 Minuten war alles vorbei. Die Kürze des Gottesdienstes war denn auch die hauptsächlichste Anerkennung, die dem Prediger danach zuteil wurde. «Wir hatten nicht einmal Zeit einzuschlafen», neckte ihn ein Soldat. Ein Korporalskollege aber wollte ernstlich wissen: «Glaubst du denn wirklich, was du da gesagt hast?» Das hätte der Student selber auch gerne gewusst. Kleinlaut antwortete er: «Ich wiederholte ja nur, was der Apostel Paulus einst niedergeschrieben hat und predigte seinen Text vor allem mir selber.» Eine schwache, wenn auch nicht ganz falsche Antwort, die das Gefühl jedoch nicht zu beschwichtigen vermochte, mit der ersten Predigt blamabel gescheitert zu sein. Unvorstellbar, dass Gott durch sie gesprochen haben könnte – es sei denn, auch er wäre ähnlich schwach, ähnlich hilflos wie die gehaltene Predigt. Dafür hätte immerhin das mörderische Kriegsgeschehen sprechen können. Andererseits schien sich eben jetzt aber die Niederlage und der Niedergang des Dritten Reiches abzuzeichnen und gab es endlich gute Gründe für die Hoffnung, dass die Macht Hitlers und seiner Verbündeten in absehbarer Zeit ein Ende haben würde. Die Alliierten waren in Sizilien gelandet. Eine neue italienische Regierung hatte Mussolini gestürzt und verhaften lassen. Im Südpazifik vertrieben amerikanische Truppen die japanischen Eroberer von einer Insel nach der andern. Wie, wenn Gott doch nicht immer nur hilflos untätiger Zuschauer menschlicher und geschichtlicher Katastrophen wäre? Im christlichen Gymnasium

hatte der Student eine Zeitlang geglaubt, Atheist zu sein, aufgrund des Weltgeschehens logischerweise sein zu müssen – bis er merkte, dass er dazu nicht fähig und zutiefst auch nicht willens war. Wie aber die Behauptung, dass Gott Liebe sei, mit den Scheusslichkeiten und Mordorgien der Menschheit und ihrer Geschichte zusammenbringen? Lag der Zuwendung zur Theologie vielleicht die Erwartung zugrunde, auf derartige Fragen eine annehmbare Antwort zu erhalten? Denn auch die Vorstellung, Gott sei ein Schlachtenlenker, schien dem Theologieanfänger – bei aller Hoffnung auf Hitlers Niederlage und Sturz – denn doch eine terrible Simplifikation zu sein. War Gott in der Menschenwelt nicht und vor allem auf noch ganz andere Weise(n) am Werk? Was bedeutete in diesem Zusammenhang die Passion des Nazareners? Fragen, Fragen. Ob die Theologie wenigstens einige von ihnen würde beantworten können?

Wunschträume. Albtraum

Reitvorschrift für eine Geliebte (1924), ‚*Moselfahrt aus Liebeskummer*‘ (1932): Hochgelobte, auch in der Schweiz vielverkaufte Büchlein einst, verfasst von Rudolf G. Binding, einem feinsinnigen Schöngeist, der vor allem Leserinnen jeden Alters zu entzücken vermochte. Zu seinem Erstaunen las der Student in einem schon etwas verbleichten, in einem Antiquariat aufgestöberten Heft der deutschen Zeitschrift *Das Innere Reich* tagebuchartige Notizen aus Bindings Nachlass, niedergeschrieben 1934. Unter dem Eindruck der damals rasant angelaufenen deutschen Wiederaufrüstung hatte der Feinsinnige z.B. vermerkt: «Wir werden keinen Krieg mehr erleben, aber eine Aufrüstung Deutschlands ist im Gange, die alles in den Schatten stellt und bis zum Unvorstellbaren geht: bis zur Unangreifbarkeit.» 1938 war Binding gestorben. So blieb ihm erspart, den durch Hitler vom Zaun gerissenen Krieg noch erleben zu müssen und erst recht, was sich nunmehr, anno 1943, abzuzeichnen begann, die Niederlage und der wahrscheinliche Zusammenbruch des vermeintlich bis zur Unangreifbarkeit auferüsteten Dritten Reichs. Jüngst hatten Roosevelt und Churchill sich verpflichtet, den Krieg konsequent weiterzuführen bis zur bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reichs («unconditional surrender»).

Und eines Tages dann gab's im Radio das wunderbar sentimentale, von Lale Andersen gesungene Lied zu hören von einer Lili Marleen, die unter der Laterne vor der Kaserne wartet. Die schöne Schnulze, war zu vernehmen, sei das musikalische Erkennungszeichen des Soldatensenders Belgrad im deutsch besetzten Jugoslawien. Als bald aber übersprang sie sämtliche Fronten, Grenzen. Einer englischen Version folgten solche in vielen anderen, schliesslich in 175 Sprachen – der wohl erste derart weltweit verbreitete Song. Was mochte dieser phänomenale Erfolg mitten noch im blutigsten aller Kriege bedeuten? Dem Studenten schien es, in ihm erhebe der lebensbejahende Eros völkerübergreifend seine Stimme gegen den Wahnsinn des Krieges und signalisiere möglicherweise das allmählich nahende Ende der Massenschlächtereien. Ein elementarer Gefühlsausbruch und insofern auch ein Protest (der die spätere Parole «make love not war» vorwegnahm)?



Wie die meisten Bürger und Bürgerinnen des neutralen Landes war auch der Student, ob im Zivil- oder im Militärleben, dem Kriegsgeschehen gegenüber wechselweise ein Zu- und ein Wegschauer, in der Regel beides auch gleichzeitig: In Zeitung und Radio die Ereignisse verfolgend, sträubte er sich innerlich dagegen, sich diese realistisch vorzustellen. Versuchte er jedoch, die Kriegsberichte zu ignorieren, wurde er als bald unruhig und merkte, wie sehr ihn der verdammte Krieg innerlich eben doch beschäftigte. Hilflosigkeit also. Ohne zeitweilige Verdrängung liess sich aber nicht leben. Dankbar wurden deshalb Möglichkeiten zur Ablenkung und Zerstreung gesucht und genutzt. Dem Studenten

schien es, noch nie habe er an so vielen Lustbarkeiten und Festen teilgenommen wie gerade in diesen Kriegsjahren. Das Verdrängte meldete sich allerdings stets wieder, so etwa in einem leicht zu entschlüsselnden Traum, der den Studenten noch lange Zeit verfolgte. Gelangweilt eine öde Landschaft durchstreifend hatte er von Weitem plötzlich eine Ansammlung von Leuten erblickt, deren Rufe und Gesten ein Fußballspiel zu begleiten schienen. Erfreut über eine solche Abwechslung eilte er dorthin und mischte sich, neugierig den Kopf reckend, unter das Publikum, das in der Tat einem Fußballmatch beiwohnte. Gespielt aber wurde anstatt mit einem Ball mit einem schwarzhaarigen Männerkopf, dessen Augenhöhlen leer waren. Schwerfällig holperte der abgeschnittene Kopf über die Grasnarbe. Mit aller Kraft mussten die Schuhe der Spieler auf ihn eindreschen, damit er überhaupt Fahrt bekam. Schwerarbeit sozusagen. Umso mehr lachten, johlten, klatschten, pöfften ringsherum die Zuschauer. Entsetzt erstarrte der Student, unfähig einzugreifen oder sich abzuwenden. Ungeheure Erleichterung durchströmte ihn, nachdem er erwacht war und im Fenster die hellgrauen, friedlichen Morgenwolken erblickte.

Männerwelt

Zeiten in Zivilkleidern wechselten mit Zeiten in Uniform. Zur zivilen Kleidung von Studenten gehörten in der Regel Jacke, Hose, Hemd und – Krawatte selbst an heissen Sommertagen. Bürgerlich normierte Uniform sozusagen. Die wenigen Studentinnen trugen biedere Röcke, sahen fast sonntäglich aus. Couleurstudenten waren gehalten, beim Gang zur Alma Mater und in deren Räumen die Mütze und das Brustband ihrer Verbindung zu tragen. Erst im Hörsaal durfte die farbige Mütze ab- und aufs kleine Schreibpult gelegt werden. Eines schönen Sommertags soll ein junger Concorde Fux über die Liegewiesen des Aarebads im Marzili stolz sein, blutt bis auf die Badehose, jedoch mit Mütze und Band geschmückt. Damit hatte er zwar eine Wette gewonnen, sich aber auch einen verbindungsinternen Rüffel zugezogen wegen öffentlichen Missbrauchs der Concordiafarben. Am darauffolgenden Mittwoch-Convent musste er «sich löffeln», d.h. zur Strafe in einem Zug ein Glas voller Bier austrinken. Germanischer Bierkult eben, Bierrituale des 19. Jahrhunderts auch sonst. So etwa war der «Bierjung» eine Art Duell, bei dem es ebenfalls galt, das Glas in einem Zug zu leeren. Sieger war, wer das leere Glas zuerst auf den Tisch zurückstellte. Der junge Mann freilich vermied tunlichst dergleichen Bierduelle, weil er nicht fähig war, ein Glas Bier in

einem Zug auszutrinken. Ohnehin zog er Rotwein dem Bier vor. Nach Kommersen war er hie und da beschwipst, nie aber regelrecht betrunken, da ihm alsbald kotzübel wurde.

Zu akademischen Festivitäten marschierten die Füxe (Erst- und Zweitsemestrige) sowie die Chargierten (Vorstandsmitglieder) im Vollwix auf, einer historisierenden Uniform oder eher Verkleidung, bestehend aus schwarzer, betresster Jacke, schneeweissen Hosen und schwarzen Reitstiefeln. Dem jungen Mann war nie recht klar, ob die Verkleidung ihm Spass machte oder absurd vorkam, zumal jetzt, in der Kriegszeit. O alte Burschenherrlichkeit? Waren die deutschen Burschenschaften jedoch nicht nationalkonservative Stützen des Hitler-Regimes? Gab es nicht auch in der Schweiz Studentenverbindungen, die grundsätzlich keine Juden aufnahmen? War es Zufall, dass sich unter den Couleurbrüdern des jungen Mannes kein Jude befand? Am Stammtisch und an den wöchentlichen Conventen waren jedoch nie antisemitische Äusserungen zu hören.

Dem jungen Mann war eine interessante Position zugefallen: Unter den Juristen und Nationalökonomern der Concordia blieb er der einzige Theologe und an der theologischen Fakultät der einzige Conconder. Theologiestudenten pflegten, wenn sie überhaupt Mitglied einer farbentragenden Verbindung werden wollten, der Zähringia oder Zofingia beizutreten. Diese galten im Kreis der Concordia als «brav». Umgekehrt hielten Zähringer und Zofinger die Concordia für eine Bande von Sauf- und Raufbolden. Überlieferte Etiketten und Vorurteile, die so natürlich nicht stimmten. Dennoch waren es zwei bei aller Bürgerlichkeit unterschiedliche Kreise, in denen der junge Mann nunmehr verkehrte. In beiden

war er eine Art Aussenseiter, was er jedoch nicht als Problem, vielmehr als belebende, anregende Konstellation empfand.

Häufigster Gesprächsstoff am Concordia-Stammtisch im Restaurant Schmiedstube waren, wie hätte es anders sein können, Erlebnisse während der zuletzt absolvierten Militärdienste. Mit der Zeit hatten es die meisten bis zum Leutnant gebracht, Ältere, sogenannte Inaktive, waren automatisch bereits vom Leutnant zum Oberleutnant befördert worden. Politisiert wurde eher selten und wenn, dann drehten sich die Erörterungen um die jeweils aktuellen Entwicklungen auf den Kriegsschauplätzen. Innenpolitisch gab es wenig zu bereden, da die direkten Mitbestimmungsrechte des (Männer-)Volkes suspendiert waren und der Bundesrat aufgrund ausserordentlicher Vollmachten autoritär regierte.

In der Verbindung, im Militär und nahezu unangefochten auch im Alltag dominierten maskulines Denken und Verhalten, also ebenfalls in der juristischen und nicht weniger in der theologischen Fakultät. Und überall galt es, «seinen Mann zu stellen». Ungeachtet des phallischen Hintersinns dieser Redensart wurden selbst Frauen dafür gerühmt, dass sie in Landwirtschafts- und Gewerbebetrieben ihren Mann stellten, indem sie tatkräftig für die zeitweilig im Aktivdienst abwesenden Gatten einsprangen. Selbstverständlich durften auch die blauuniformierten Angehörigen des Frauen-Hilfsdienstes (FHD) das Kompliment entgegennehmen, patriotisch ihren Mann zu stellen. Dass die Gottesrede der Theologen gleichfalls eindeutig männlich geprägt war, hatte den jun-

gen Mann die längste Zeit keineswegs gestört. Eines Nachts aber erlebte er eine gleichsam spekulative Eruption anlässlich einer übermütigen Episode. Gemeinsam mit einem Couleurbruder war er aus dem mit Menschen, Lärm und fideler Musik erfüllten Kornhauskeller emporgestiegen und durch den dicken Türvorhang auf den verdunkelten, stillen Kornhausplatz hinausgetreten, gleichzeitig mit ihnen auch zwei junge Frauen. Kurzerhand sprach der Couleurbruder, im Militär forscher Infanterieleutnant, die beiden an und bot ihnen Begleitschutz an. Der donjuaneske Unterton der Offerte gefiel ihnen. Zu viert und sofort Arm in Arm ging's über die hohe Brücke ins Breitenrainquartier, wo der Couleurbruder alsbald mit seiner Schützlingin in einem finsternen Seitenweg verschwunden war. Der junge Mann und seine Gefährtin landeten kurz danach auf der Bank einer kleinen, selbstverständlich unbeleuchteten Parkanlage, wo sie sich ohne weitere Umstände und Worte umarmten, verküssten, sich dem heftig aufwallenden Rausch ihrer Sinne und Begierden hingaben. Eine Episode, wie gesagt, ohne Vor- und Nachspiel. Sie hatten einander nicht einmal ihre Vornamen verraten. Ein Wirbel amouröser Spontaneität, die den jungen, sonst eher schüchternen Mann wahrscheinlich mehr überrascht hatte als die beherzte Anonymie. Danach, auf dem Heimweg durch dunkle Strassenzüge, dämmerte in ihm die ebenfalls spontane Ahnung, dass das Geheimnis der Welt, herkömmlicherweise Gott genannt, über alles patriarchal-theologische Denken hinaus und trotz der Kriegsbarbarei ebenso weiblich wie männlich und jedenfalls zutiefst beziehungsfreudig sein müsse. In den folgenden Tagen, Nächten gab er sich vielerlei Phantasien und Spekulationen hin über die Weiblichkeit in Gott. Unausgego-

ren, unreif alles, so dass er keine klaren Gedanken zu formulieren vermochte. Dennoch leuchtete fortan in ihm, was er nicht mitzuteilen wusste.

Am Fusse der Jungfrau

Rund um den neutralen Kleinstaat herum Krieg, Weltkrieg, der Zweite, den oder genauer: dessen Nähe und Omnipräsenz die Eltern des jungen Mannes erlebten. Der Erste hatte bei seinem Ende im November 1918 der Schweiz einen Generalstreik mit bürgerkriegsähnlichen Zuständen sowie eine Grippeepidemie gebracht, die weit über zwanzigtausend Menschen ins Grab brachte. Die Eltern, damals heil davongekommen, fürchteten, nach Beendigung des jetzigen Krieges werde wiederum Ähnliches geschehen. Zumal die empfindsame Mutter sah dem, was da allenfalls kommen könnte, mit ängstlicher Sorge entgegen. Im Hinblick auf die sich abzeichnende Niederlage der Achsenmächte Deutschland und Italien und den darauffolgenden Frieden stellten sich auch die Behörden – «gouverner c'est prévoir» – auf eine wirtschaftliche und soziale Krisenzeit ein.

Den Theologiestudenten überraschte eines Nachts, als er längere Zeit nicht einschlafen konnte, die Frage, ob Gott denn eigentlich (noch) Freude daran habe, Gott dieser Menschenwelt zu sein. Ist Gott glücklich? Unbeantwortbare Frage natürlich. Manche Theologen glaubten zu wissen, dass er dem Unglück auf Erden nicht ausweiche, und verwiesen auf das Mysterium des göttlichen Schmerzes, des Leiden Gottes, wie es in der Kreuzigung Jesu

Christi erahnbar, für zum Glauben Entschlossene sogar erkennbar geworden sei. Wie aber Gottes geglaubte Allmacht mit seiner nicht nur auf Golgotha, sondern stets wieder feststellbaren Ohnmacht (oder Passion? oder Passivität?) zusammendenken? Eine spezifisch christliche Aporie vielleicht? Andere Religionen schienen es ihren Anhängern einfacher zu machen. Neulich war der Student in einem dogmengeschichtlichen Lehrbuch auf den Satz Tertullians gestossen: «Credo quia absurdum», ich glaube, weil es absurd ist. Machte es sich Tertullian aber nicht ebenfalls zu einfach, zu leicht?

Und dann, anfangs 1944, wurde die Kompanie des Theologiestudenten neuerlich zu einem Aktivdienst aufgeboten. In dessen Verlauf ordnete ein Regiments- oder Divisionsbefehl wieder einmal einen Gottesdienst an. Und wieder wollte der Kompaniechef keinen externen Feldprediger aufkreuzen lassen, sondern beauftragte «seinen» Theologie studierenden Korporal mit der Predigt. Als «Belohnung» erbat sich dieser einen Wochenendurlaub, weil er in Bern zusammen mit der blonden Langenthalerin am Couleurball der Concordia teilzunehmen wünschte.

Dieses Mal hatte die Kompanie oberhalb der Kleinen Scheidegg ein Kantonement in den Gebäuden der Jungfraubahnstation Eigergletscher bezogen, inmitten einer ebenso hochgetürmten wie zugleich weit ausschwingenden, jetzt winterweissen Gebirgslandschaft. Was taten die Gebirgsfüsilere, neuerdings oft auch Gebirgsjäger genannt, dort oben? Skifahren, skifahren, tagein, tagaus, auf weissen Armeelatten oder Privatskis. Meistens war der Aktivdienst tatsächlich aber ein Passiv- oder Präsenzdienst und die armen Offiziere mussten all ihre pfadfinderische Phantasie aufbieten, um die Tage, die Wochen mit mehr, oft auch weniger

sinnvollen Aktivitäten zu beleben, damit in der Mannschaft nicht Langeweile und Dienstkoller überhandnehmen konnten. Trotzdem hörte man gelegentlich maulen: «Wozu sind wir denn eigentlich hier oben, während unten zu Hause, im Beruf, im Geschäft ein Haufen Arbeit auf uns wartet?» Der Theologiestudent hatte eine hübsche Flohner- und Allotriaaufgabe zugewiesen bekommen. Er sollte eine Dreier-Skipatrouille auf Trab halten. Nach Lust und Laune fuhren und kurvten sie unterhalb der steil aufragenden Eigernordwand nach Alpiglen und Itramen oder nach der Wengernalp und Wengen hinab oder sie übten Schwünge und Slalom am Lauberhorn. Dabei bot sich manche Gelegenheit, mit jungen Skifahrerinnen anzubändeln, nicht allzu lange natürlich. Wichtig-tuerisch und mit den Worten: «Das Vaterland ruft», stoben die Patrouilleure wieder davon. Bei schönem Wetter gönnten sie sich im Freiluftrestaurant der Kleinen Scheidegg und mitten unter sonnenhungrigen Zivilisten einen «Café fertig» (mit Kirsch-schnaps), wobei sich zuweilen eine Wiederbegegnung mit einigen der vorher angesprochenen Skifahrerinnen ergab. Skiferien gleichsam in schneegleissender Alpengenerie. Dennoch widerstand der Student der Versuchung, für die bevorstehende Predigt den Psalmvers zu wählen «Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt». Er entschied sich für das «Unser Vater» in der Annahme, dieser Text sei wahrscheinlich den meisten Kameraden bekannt, so dass er die Predigt mit den Worten würde schliessen können: «Vergesst meinewegen die Predigt, aber vergesst das ‚Unser Vater‘ nicht. Amen.»

Die zweite Feld- und quasi Lehrlingspredigt warf keine Wellen. Dem Prädikanten war's recht, fühlte er sich härter nachboh-

renden Fragen doch noch zu wenig gewachsen. Je mehr und je länger er studierte, desto schwerer fiel es ihm, auf einfache Fragen über Gott und die Welt ebenso einfache Antworten zu finden. Sollte der populäre Verdacht am Ende vielleicht berechtigt sein: «Je gelehrter, desto verkehrter»? Doch gerade indem Vorlesungen, Seminare, theologische Literatur weder simple Lösungen noch spekulative Behauptungen als Gewissheiten anboten, öffneten sie Denkräume. Im Studenten jedenfalls wuchs die Erkenntnis, dass sich selbst betrügt, wer mit grossen Fragen allzu rasch fertig wird. Verwiesen die dissonanten, oft gegenteiligen Aussagen der Gottesgelehrten im Verlauf von Jahrhunderten, Jahrtausenden nicht auf einen Gott, der unendlich mehr ist als ein Objekt menschlichen Denkens, nämlich dessen Ursprung und Voraussetzung? In die Klage, wer Theologie studiere, verliere dabei den Glauben, konnte der Student nicht einstimmen. Er erlebte es anders. Steckte hinter der Klage nicht vielleicht die insgeheime, auch reaktionäre Sehnsucht nach autoritären Dogmen mit folglich ebenso autoritären Kirchen- und Gemeinschaftsformen? Inakzeptabel für reformierte Christen. Müsste deren Theologie sich nicht gerade dadurch auszeichnen, dass sie Widerspruch, Kritik und Zweifel als produktive Herausforderungen, als Stimulantien des Glaubens fruchtbar zu machen weiss?

Mittlerweile hatte die Kompanie in der Station Eigergletscher gegen eine Grippeinvasion zu kämpfen. Bald lagen grosse Teile der Mannschaft und ihres Kaders hustend und fiebrig schwitzend auf Strohlagern und Pritschen. Arzt und Sanitätsgefreiter verteilten Unmengen von Treupeltabletten. Der Dienstbetrieb kollabier-

te. Kurz entschlossen dislozierten Kranke und noch Gesunde eines Tages per Bahntransport hinunter ins Dorf Wengen, wo es etwas komfortablere Unterkunftsmöglichkeiten gab. Auch der Student, vom Wochenend- und Ballurlaub zurückgekehrt, fühlte sich plötzlich schlapp, hatte schweisstreibende Fieberanfälle, musste schleunigst ebenfalls Treupeltabletten schlucken und sich in einer zur Kranken- und Erholungsstation umfunktionierten Hotel-Dépendance ins Bett legen. Im Zimmer lagen bereits die Wachtmeister Müller und Platt, zwei feine Kerle, die ihn fröhlich begrüßten, obgleich sein zusätzliches Eisenbett den kleinen Raum so gut wie unbegehrbar machte. Die Wachtmeister waren auf dem Wege der Besserung, dementsprechend heiter gestimmt und sorgten für Unterhaltung und allerhand Kurzweil. Der Student hingegen litt alsbald auch an starkem Schluckweh, gegen das die Treupeltabletten nichts auszurichten vermochten. Angina, diagnostizierte der Medicus schliesslich. «Was macht deine Annina?», frotzelten Müller und Platt nun jeden Morgen. Sie benahm sich schlecht, gefiel auch dem Arzt immer weniger. Vergeblich versuchte der nun tatsächlich arme, schmerzgeplagte Schlucker eine Sonnenlicht- und Alpenluftkur und setzte sich in den warmen Mittagsstunden, eingepackt in eine Armeewolldecke, auf den kleinen Zimmerbalkon. Doch Annina blieb hartnäckig. Frauen sind unberechenbar, wussten die lebenserfahrenen Wachtmeister, manche sind wie Kletten und lassen einen nicht mehr los. Der Medicus aber äusserte eines Vormittags die Befürchtung, vielleicht handle es sich hier um einen Fall von Diphtherie. «Und was heisst das?», wollte der geplagte Schlucker wissen. «Es heisst, dass Sie sofort mit Sack und Pack nach Interlaken hinunterfahren und sich dort im Spital mel-

den müssen, man wird Sie in die Absonderung stecken, Diphtherie ist nicht ungefährlich und vor allem höchst ansteckend.»

In Interlaken machte der Spitalarzt Abstriche, liess sie im Labor analysieren, blieb danach jedoch ratlos. Eine schon ältere Krankenschwester nahm sich des jungen Militärpatienten, des momentan einzigen auf der kleinen Absonderungsstation, voll mütterlicher Fürsorge an, applizierte ihm heisse Halswickel, kochte in einem fort Tee und hielt ihn resolut dazu an, regelmässig und ausgiebig zu gurgeln. Dazwischen begann er, im *Ulysses* von James Joyce zu lesen, er hatte sich die zwei von Georg Goyert ins Deutsche übersetzten Bände des Rhein-Verlags zum Geburtstag gewünscht gehabt und auch geschenkt bekommen. Eine, wie er bald einmal merkte, für Fiebernde gut geeignete Lektüre, welche die ohnehin schon gereizte Phantasie noch wundersamer anregte, obschon vieles rätselhaft und ebenso schwer deutbar blieb wie die Diagnose des Spitalarztes. Diphtherie oder nicht Diphtherie?, das blieb hier die Frage – bis das Fieber von selbst sank, das Schluckweh dank der krankenschwesterlichen Pflege zurückging und die Genesung rasche Fortschritte machte. Als er zudem hörte, seine Kompanie sei ins Zivilleben entlassen worden, packte ihn Ungeduld. Sobald er fieberfrei war und das Schluckweh ihn bloss noch gelegentlich behelligte, drängte er ebenfalls auf seine Entlassung. Davon wollte der Arzt zunächst nichts wissen: «Sie haben ganz wüste Mandeln, man sollte sie schneiden.» Das fehlte gerade noch! Den fast schon ganz Gesundeten zog's mit aller Kraft nach Hause. Widerstrebend gab der Arzt schlussendlich nach, unter der Bedingung, dass er eine Erklärung unterzeichne, wonach er auf

allfällig weitere Ansprüche an die Militärversicherung verzichte.
Er unterschrieb, packte seine Sachen, marschierte mit Vollpackung und Karabiner zum Bahnhof und bestieg den nächsten Zug nach Bern.

Rechnete noch jemand mit dem Ernstfall?

An allen Fronten mussten Hitlers Truppen zurückweichen, eroberte Terrains grossräumig wieder preisgeben. Alliierte Bombergeschwader beherrschten den Himmel über dem westlichen Kontinentaleuropa nahezu vollständig. Der Mythos vom unbesiegbaren Deutschland verblasste. Im Kiental aber und erst recht auf der höher gelegenen Bundalp hörte und merkte man von den Kriegseignissen nur noch wenig. Hier, im stillen Bergfrühling, absolvierte die Kompanie des Theologiestudenten im Mai 1944, wahrscheinlich, damit die Mannschaft physisch einigermassen in Form bleibe, eine Art Trainingszeit, knapp einen Monat lang, mit Berggängereien, Patrouillenläufen bergauf, bergab und auch kleinen Gefechtsübungen. Bei den Letzteren musste mit der blinden oder scharfen Munition mehr denn je haushälterisch umgegangen werden. Die Leichten Maschinengewehre (LMGs) blieben fast immer auf Einzelschuss eingestellt. Keine Salven womöglich, keine unsinnigen Ballereien ins Blaue, ins Alpwiesengrün hinaus oder in Felsklüfte empor, obschon just diese verführerisch schöne, weithin nachhallende Echos zurückwerfen konnten. Wer der Verführung für einmal nicht widerstehen konnte, fing einen scharfen Rüffel ein. Im Ernstfall, so die Belehrung, werde man sich dergleichen Munitionsverschwendungen erst recht nicht erlauben

dürfen, müsse jede Schussabgabe wohlgezielt erfolgen und möglichst ein Treffer sein. Allein, wer glaubte denn noch an den Ernstfall? Wer stellte sich noch vor, dass er eines Tages auf Menschen, auf deutsche Invasoren werde zielen und schiessen müssen? Auch für den Theologiestudenten war diese Möglichkeit schon so unreal geworden, dass ihm beim Abfeuern des Karabiners oder eines LMGs keine derartigen Gedanken mehr kamen. Schiessen war, wie der Aktivdienst überhaupt, eher und bloss noch eine sportliche Tätigkeit, keine frei gewählte und deshalb lästige allerdings.

Ein bisschen Beunruhigung verursachte ein ziviler Bergwanderer, der einzige weit und breit. Gekleidet wie ein englischer Vorkriegstourist war er jedoch ein waschechter Deutscher. Sein Auftauchen rief automatisch jene Plakate in Erinnerung, die die Bevölkerung warnten: «Achtung, Feind hört mit!» oder: «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat.» Während drei, vier Nächten bewohnte der Deutsche eine der wenigen Kammern des Berghauses Bundalp. In dessen grösstem Raum, einem Massensirohlagar, nächtigte der Zug des Theologiestudenten. Was aber machte der «Schwob» – der freilich alles andere als ein Schwabe war, seine Diktion schien eher auf eine Herkunft aus dem nördlicheren Deutschland hinzuweisen – hier oben? Tagsüber durchstreifte er das alpine Gelände und blieb dabei den Blicken der Landesverteidiger entzogen. Abends sass er in der Bergbeiz an einem Einzeltisch, wo Esther ihm das Nachtessen auftrug, während die Soldaten noch mit Retablierungsarbeiten und Waffenreinigungen beschäftigt waren. Wenn sie die Gaststube zu füllen begannen, hatte er seine Mahlzeit bereits beendet, wischte sich den Mund ab und verliess, höflich einen Gruss nickend, den Raum. Er

schien nur ja nicht stören und nicht auffallen zu wollen, fiel jedoch gerade dadurch auf. Jedenfalls mahnte der Zugführer: «Passt auf, was ihr redet, wenn er in der Nähe ist.» Bloss: Welche Geheimnisse hätten die Soldaten denn schon ausplaudern können? Wussten sie doch selber nicht, weshalb und zu welchem Zweck sie hier auf der Alp waren. Falls der «Schwob» als Spion vielleicht Réduit-Geheimnisse (etwa Festungskavernen, Geheimwaffen oder spezielle Ausbildungs- und Verteidigungskonzepte) hätte ausspähen wollen, war er auf der Bundalp am falschen Ort.

Näheres über den auffällig unauffälligen Gast hatte auch Esther nicht in Erfahrung bringen können. Reserviert und auf Distanz bedacht sei er, nicht eben gesprächig, stets aber höflich und mit guten Manieren. Und wer war Esther? Das Mädchen für alles im Berggasthaus: Kellnerin, Küchengehilfin, Reinemacherin, die rechte Hand des kochenden Wirts (oder wirtenden Kochs). Die militärische Einquartierung hatte ihr plötzlich zwar viel Mehrarbeit, aber auch willkommene Abwechslung in ihren offenbar meist langweiligen Alltag gebracht. Sonst nämlich, seufzte sie, sei hier oben nur wenig los, oft bleibe die Gaststube fast den ganzen Tag leer, die Leute des Unterlands hätten jetzt anderes zu tun als Ausflüge in die Bergwelt zu machen. Wahrscheinlich war aber gerade diese Unterbeschäftigung und Ruhe der Grund ihres Hierseins. Sie hatte eine Tuberkulose, eine leichte nur, hinter sich. Der Arzt ihres solothurnischen Juradorfes hatte Esther einen längeren Aufenthalt in gesunder Alpenluft empfohlen, zur weiteren Erholung und Kräftigung. Und tatsächlich war sie hier oben alsbald wieder aufgeblüht. Die momentane Mehrarbeit machte ihr überhaupt nichts aus, im Gegenteil, als einzige Frau unter den vielen Männern nahm sie de-

ren Komplimente und Anbändelungsversuche noch so gerne entgegen. Weshalb sie ihre Gunst gerade dem Theologiestudenten schenkte, blieb ihr Geheimnis. Einen Sonntag lang loderte das amouröse Strohfeuerchen lichterloh. Frühmorgens war der ganze Zug bergab verschwunden, um von der Griesalp aus per Postauto hinunter ins Kandertal zur Bahnstation Reichenbach und von dort nach Spiez, nach Bern zu fahren. Der Wirt-und-Koch gönnte sich ebenfalls einen freien Tag. Als Einzige blieben Esther und der Student zurück. Er hatte sich freiwillig bereit erklärt, auf der Alp Urlaub zu machen. Einer musste schliesslich Waffen, Munition und Kantonement im Auge behalten, auch wenn der eventuelle Spion sich zwei Tage zuvor mit gewohnter Höflichkeit verabschiedet hatte. Wolkenlos blau leuchtete der Himmel über Alp-wiesen und Felskuppen. Dennoch zeigte sich den ganzen Tag lang weder ein Berggänger noch eine Berggängerin. So hatte auch Esther weiter nichts zu tun als sich nach Herzenslust turtelnd dem Korporal zu widmen, mit Lippen und Händen und bald auch oben ohne. Stand die Zeit still? Oder verging sie im Flug? Einmal ging ihm der alberne Spruch durch den Kopf: «Auf der Alm, da gibt's kei Sünd.» Doch hier war eine Alp, keine Alm. Und einmal seufzte sie wohligh: «Erst jetzt spüre ich, wie gesund ich wieder geworden bin.» Und wirbelte, wie zum Beweis dafür, leichtfüssig und mit ausgestreckten Armen durch die Gaststube, frohlockend: «Ich könnte über alle Berge springen (= laufen)!» Da war es schon spät im Nachmittag. Beide Mägen knurrten. Im Handkehrum hatte sie eine nahrhafte Röstli mit Speck und Stierenaugen (= Spiegeleiern) zubereitet, dazu eine Flasche Spiezner Rotwein hervorgeholt. Als die andern nachts und bei Sternenlicht vom Kurzur-

laub zurückkehrten, meldete der Korporal Pesche, dem Leutnant, mit dem er seit der gemeinsam erlebten Unteroffiziersausbildung auf Du und Du war: «Keine besonderen Vorkommnisse.» Darauf Pesche, mit einem Augenzwinkern in Richtung Esther: «Hoffentlich aber doch nicht ganz ohne Vorkommnis.»

Ein Tag nach dem, an dem die Kompanie entlassen worden war, landeten amerikanische Truppen unter General Eisenhowers Kommando an einer Küste der Normandie. Trotz erschreckend hoher Verluste konnten sie das eroberte Terrain halten und allmählich erweitern.

Terminierungen

Am 20. Juli 1944 placierte Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg eine Bombe mit Zeitzünder, versteckt in einer Aktenmappe, im Führerbunker unter dem Konferenztisch, um den herum sich Hitler mit Heerführern und Stabsoffizieren zur Lagebesprechung regelmässig zu versammeln pflegte. Zum Stab gehörte auch Stauffenberg. Nachdem er die Mappe unbemerkt unter den Tisch stellen konnte, verliess er unter einem Vorwand den Raum und liess sich nach Berlin chauffieren, um dort nach dem Tod des Führers bei der Bildung einer neuen Regierung mitzuhelfen. Die Bombe explodierte, tötete Hitler jedoch nicht, verletzte ihn aber. Der von höheren Offizieren heimlich vorbereitete Umsturzversuch misslang. In Berlin wurden etliche der Verschwörer verhaftet, der Attentäter selbst standrechtlich erschossen. Warum nur, fragten sich manche Eidgenossen zunächst, hatte Stauffenberg nicht einfach seine Offizierspistole gezogen und Hitler kurzerhand niedergeschossen? Wäre das nicht erfolgversprechender gewesen? Stand er nicht in nächster Nähe des Führers? Erst allmählich wurde bekannt, dass der Attentäter 1943 in Nordafrika bei einem britischen Tieffliegerangriff ein Auge, die rechte Hand sowie zwei Finger der linken Hand verloren hatte, so dass er eine Pistole, falls er eine solche überhaupt noch auf sich

trug, kaum mehr und schon gar nicht blitzschnell hätte zücken und abfeuern können. Bereits die Einstellung des Zeitzünders und die Placierung der Bomben-Mappe dürften ihm nicht leicht von der linken Dreifingerhand gegangen sein. Herrgott noch mal, regte sich am Stammtisch der Concordia ein junger Altherr und angehender Milizhauptmann auf, das sind mir schöne Offiziers Verschwörer, die ausgerechnet den Invalidsten unter ihnen damit beauftragen, das zu tun, was schon längst hätte getan werden müssen! Ein armer Teufel, dieser Graf! Der Student fragte sich seinerseits, was für ein Mann Stauffenberg wohl gewesen sei. Ein aussergewöhnlich mutiger jedenfalls, sonst hätte er sich kaum bereit erklärt, trotz seiner Behinderungen das Attentat auszuführen. Von einem Bekannten im Tessin vernahm der Student bald darauf, Stauffenberg habe einst zum Kreis junger Freunde des deutschen Dichters Stefan George gehört und 1933 mit diesen an dessen Sarg in der Friedhofskapelle von Minusio die im Tessin übliche Totenwache gehalten. War der Attentäter also vom hochgemuten, ja elitären Ethos des George-Kreises beseelt gewesen? Den Studenten berührte diese Möglichkeit ganz besonders, hatte er als Gymnasiast seinerzeit doch gerade durch Gedichte Georges «jenes tief erregende an maass und klang» erfahren, das grosse Dichtung auszeichnet. Dass Georges starker Formwille, Stilwille zunehmend auch den Lebensstil seiner jüngeren Verehrer bestimmen wollte, hatte dem Dichter die Nachrede eingetragen, ein Wegbereiter des nationalsozialistischen Führerprinzips, des Nationalsozialismus überhaupt gewesen zu sein. Und tatsächlich gab es im weiteren Umfeld Georges einige, die glaubten, sich Hitlers «nationaler Erneuerung» anschliessen zu müssen. Der Jüngling,

darob irritiert, hatte sich das nicht erklären können. War er vielleicht zu naiv gewesen? Allein, rassistischer Germanismus schien ihm damals, aber auch später überhaupt nicht zu diesem Dichter zu passen, der von französischen Symbolisten (Baudelaire, Rimbaud, Verlaine) inspiriert worden war und in Paris persönlichen Umgang mit Stéphane Mallarmé, dem Meister der «poésie pure», gehabt hatte. War George neben Rilke in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nicht derjenige deutsche Dichter mit von Anfang an europäischem Horizont und bald einmal auch europäischer Ausstrahlung gewesen? Gab es im Kreis seiner Vertrauten zudem nicht auffällig viele Juden? Alles andere jedenfalls als ein Antisemit. Und jetzt also dieser Stauffenberg! In ihm, in der von ihm gewagten, wenn auch leider missglückten Tat schien die seinerzeitige Formung durch Georges Dichtung und Lebensauffassung so etwas wie ein nachträgliches Gütesiegel bekommen zu haben.



Im Herbst beabsichtigte der Student ins erste theologische Examen, das Propädeutikum, zu steigen, obwohl er sich in den alten biblischen Sprachen noch keineswegs sattelfest fühlte und darauf hoffen musste, leicht zu übersetzende Texte vorgelegt zu bekommen. Den Prüfungen in den historischen Disziplinen hingegen sah er zuversichtlich entgegen, da er glaubte, für Philosophie-, Kirchen- und Religionsgeschichte hinreichend vorbereitet zu sein. Nebenbei hatte er nach dem oben erwähnten Ereignis flüchtig auch noch versucht herauszufinden, wie denn die Kirche im Lauf der Jahrhunderte den Tyrannenmord beurteilt hatte. Er wurde jedoch nicht fündig, da ihm die Zeit für gründlichere Nachforschun-

gen denn doch fehlte. Der Dozent für Kirchengeschichte, ein liberal gesinnter Deutscher, mutmasste, als Notlösung hätten Calvin und vielleicht auch Zwingli einen Tyrannenmord wahrscheinlich billigen können.

In diesem Zusammenhang tauchte die weitere Frage auf, welches denn die Stellung der Christenheit zur Todesstrafe gewesen und noch immer sei. Schliesslich standen, hingen in ihren Kirchenräumen Kreuze und Kruzifixe, die an das Todesurteil und dessen Vollstreckung an einem gemäss christlichem Glauben absolut Unschuldigen erinnern. Hätte man da nicht erwarten müssen, dass die Kirchen, gleichsam gewarnt, sich gegen Todesstrafen aussprachen? Einige häretische Gemeinschaften taten dies denn auch. Die offiziellen Grosskirchen hingegen und ihre Moraltheologen hielten es fast durchs Band weg für richtig und gottgewollt, dem Staat das Recht zur «Lebensabsprache» (so sind Todesurteile einst genannt worden) einzuräumen. Noch 1940 war ein Mörder im erzkatholischen Sarnen von einem zivilen Gericht zum Tode verurteilt und auf dem Dorfplatz guillotiniert worden. Auch die Militärjustiz hatte mehrere Todesurteile wegen angeblich bewiesenen militärischen «Landesverrats» gefällt. Hatten die Kirchen hiergegen protestiert? Davon war dem Studenten nichts zu Ohren gekommen. Mit einem Mal schienen ihm all die Kreuze und Kruzifixe wie vorwurfsvolle Fragezeichen in den Kirchen und auch in der Landschaft zu stehen. Nicht ohne Bangnis fragte er sich, wie er sich wohl verhalten würde, verhalten müsste, wenn er mit anderen Kameraden seiner Kompanie ein Exekutionskommando zu bilden hätte. Zum Glück, beschwichtigte er sich, wird dieser Fall kaum eintreten, da seine Einheit meistens ja auf einer abgelegenen Alp Dienst tat. Wie es denjenigen zumute war, die

eine Erschiessung durchführen mussten, erfuhr er nie. Gerüchte besagten, dass die Karabiner zum Teil insgeheim mit blinder Munition geladen worden waren und die einzelnen Schützen deshalb nicht wissen konnten, ob ihr Schuss tödlich gewesen war. Und was, ach, taten, was sagten die bei einer Erschiessung jeweils anwesenden Feldprediger? Auch nachdem das neue schweizerische Strafgesetzbuch die Todesstrafe abgeschafft hatte, behielt sich das Militärstrafrecht vor, im Ernstfall Todesurteile fällen zu dürfen. Wie hatte Pascal einst geschrieben? Die Passion Christi währe bis ans Ende der Zeit. Oder so ähnlich.



Vor allem büffelte der Student jetzt aber, allein oder repetitorisch mit einem Kollegen zusammen. Unaufhaltsam rückten im Osten die Rote Armee, in Süd- und Westeuropa die westlichen Alliierten vor. Englands Beschiessung mit der deutschen «Wunderwaffe», den V-Raketen (V für Vergeltung) Wernher von Brauns, schien die von Hitler erhoffte Wendung der Dinge nicht bringen zu können. Bis auf die Lombardei war Italien jetzt unter alliierter Kontrolle. Triumphal umjubelt zog General de Gaulle, der Unbeugsame, in Paris ein. Zügig rollten, rückten Eisenhowers Armeen weiter vor, ihre ersten Panzer tauchten am Rhein und auch andernwärts an der alten Reichsgrenze auf. Die Kunde «Paris ist frei!» schien selbst das ruhige Bern elektrisiert zu haben. Am frühen Abend des 25. August seien viele Leute durch seine Gassen gezogen und hätten ihre Sympathie für Frankreich und die Trikolore fröhlich feiernd zum Ausdruck gebracht. Der Student allerdings büffelte und las davon erst in der Zeitung des nächsten Morgens.

Griesalp, Wimmis: Büffler und Nachholer

Und plötzlich dann, etwa vier Wochen vor dem Propädeutikum: Teilmobilmachung, Marschbefehl! Aufgeregt eilte der Student zum Divisionsbüro in der Kaserne. Nein, bekam er dort zu hören, Dispens- und Verschiebungsgesuche würden keine bewilligt. Aber das Examen, verdammt noch mal, was wird aus dem Examen? Da möge er sich beruhigen, beschwichtigte der für Auskünfte zuständige Offizier, für die einzelnen Examenstage werde ihn, courant normale vorausgesetzt, der Kompaniekommandant beurlauben können – und im Übrigen habe er, der Offizier, gar nicht gewusst, dass auch Theologen fluchen dürften. Unverzüglich suchte der Abgeblitzte den Fakultätsdekan, den bocksbärtigen Alttestamentler, auf und traf ihn zum Glück in der Uni, im Dozenten-zimmer, auch an. Freundlich hörte der Dekan ihm zu und beschwichtigte seinerseits, er solle ruhig einrücken, etwas anderes sei ja auch gar nicht möglich, und irgendwie werde man «den Rank» (die Kurve) wohl schon kriegen.

Was war denn überhaupt passiert, weshalb und wozu diese Teilmobilmachung? Hatte Deutschland denn nicht ausgesiegt, befanden seine Armeen sich nicht überall auf dem Rückzug? Eben-dies aber schien die Armeeleitung alarmiert zu haben. Fürchtete sie, deutsche Truppen könnten bei ihrem Rückzug aus Italien den

Durchmarsch und die Durchfahrt durch die Schweiz erzwingen, die Süd-Nord-Transitbahnlinien mit ihren Tunnels (Gotthard, Simplon/ Lötschberg) unter ihre Kontrolle bringen wollen? Das hätte die Mobilisierung gerade jener Truppen erklären können, die sich aktivdienstlich im Bereich der Lötschberglinie auskannten. Der Respekt vor der deutschen Wehrmacht war jedenfalls noch immer sehr gross. Und bekanntlich, hörte man argumentieren, sei ein verwundeter, in Bedrängnis geratener Löwe erst recht gefährlich aggressiv.

Wie gewohnt marschierte die Kompanie nach Fassung des Armeematerials in Reichenbach wieder ins Kiental hinauf, an dessen Ende aber noch höher empor auf die Griesalp, wo sie sich im dortigen Hotel und dessen Nebengebäuden einquartierte. Der Student hatte zwei Vokabelcarnets und Vorlesungsnotizen in seinen kleinen Tornister gestopft, um sich wenigstens abends noch ein bisschen auf die Prüfungen vorbereiten zu können. Allein, der Kompaniekommandant, ein Geschäftsmann, kein Akademiker, war überraschend verständnisvoll und dispensierte seinen Korporal weitgehendst von allen Dienstpflichten, so dass dieser in seinem Zimmer und bei schönem Wetter draussen auf dem besonnten kleinen Holzbalkon memorieren und repetieren konnte. Die Mutter hatte ihm Heussis *Lehrbuch der Kirchengeschichte* nachgeschickt, verstaubt im Wäschesack. Tagsüber blieb es im Hotelgelände meistens ruhig, zurückgeblieben war einzig der kleine Küchentrupp. Es kam vor, dass der Lernende auf seinem Balkönchen für eine Weile friedlich einnickte, zur Gehirnentspannung und Stoffverdauung wahrscheinlich. Einmal, vor sich hin dösend, stellte er fest, dass einer der stärksten Sinneseindrücke im Berner Oberland stets wieder der Holz- und Holzbeizgeruch war, den

sonnenerwärmte Chaletbauten verströmen. Oberland, Chaletland. Mit den Kameraden kam er bloss bei den Mahlzeiten – mittags in Gesellschaft der Küchenleute – zusammen. Esther, wurde ihm alsbald schon gemeldet, befinde sich nicht mehr auf der Bundalp oben, womit sich ein Ausflug dorthin erübrigte.

Hatte der Kompaniekommandant höhernorts vielleicht zu seinen Gunsten interveniert? Zehn Tage vor Beginn der schriftlichen Prüfungen wurde er Knall auf Fall entlassen, nicht ohne die Ankündigung freilich, er werde die versäumten Dienstage nachholen müssen. Und so stellte er sich denn, seiner Sache nicht allzu sicher, dafür bergsonnegebräunt, der freundlich ernstesten Prüfungskommission und den Fragen der examinierenden Professoren. Alles verlief glimpflich und endete mit einer befriedigenden Gesamtnote. Wogegen der Kollege, mit dem zusammen er repetiert hatte, nicht unerwartet durchfiel, sogar katastrophal durchfiel. Auch beim zweiten Anlauf ein halbes Jahr später scheiterte er und das so gründlich, dass ihm das consilium abeundi erteilt wurde, die dringende Empfehlung, das Theologiestudium aufzugeben. Worauf er, der flotte Artillerieleutnant, mit mehr Erfolg eine Laufbahn als Berufs- und Instruktionsoffizier in Angriff nahm.

Die deutsche Italien-Armee schien einen Rückzug durch die Schweiz nicht mehr in Betracht zu ziehen. Dies sei, behaupteten manche nicht ohne Stolz, dem uneinnehmbaren Réduit zu verdanken sowie wohl auch der Tatsache, dass ein jeder Wehrmann zu Hause im Schrank einen Karabiner stehen habe mit 24 Schuss

scharfer Munition. Die Deutschen fürchteten deshalb, in einen zeitraubenden Partisanenkrieg verwickelt zu werden. Andere wollten wissen, der Nachrichtendienst habe Kontakt aufgenommen mit Vertretern der noch in der Lombardei stehenden Wehrmachtsverbände. Alles geheim aber, alles Gerüchte.

Ohnehin war die Schweiz zum Land der Geheimnisse, der Geheimnishüter und zwangsläufig so zu einem Umschlagplatz von Gerüchten geworden. Geheim, von Gerüchten umschwirrt, blieben die meisten Handels- und Finanzgeschäfte mit dem Ausland. Doch wer schon beehrte ernsthaft, darüber Genaueres zu erfahren? Auch der Student hatte andere Sorgen. Hauptsache, das Land kam wirtschaftlich über die Runden, jetzt auch noch über die letzte Kriegsrunde. Geheim mussten oder sollten vor allem militärische Fakten bleiben wie etwa die Standorte von Truppen, von Festungswerken im Alpenréduit, von getarnten Bunkern an strategisch wichtigen Punkten des Mittellandes. Als geheim galten ebenfalls die Panzerfäuste, mit denen die Infanterie zu üben begonnen hatte. Die gewollte enge Verflechtung von Volk und Armee machte allerdings so viele zu Mitwissern, zu kleinen Geheimnisträgern, dass zahlreiche Geheimnisse öffentlich waren, wenn auch, dank der Zensur, unveröffentlicht blieben. In mancherlei Hinsicht funktionierte die mündliche Kommunikation besser als die durch Presse und Radio. Ohnehin war damit zu rechnen, dass den Deutschen wohl längst schon bekannt gewesen sein dürfte, was man vor ihnen geheim halten wollte. Etwa, dass die Wimmisfluh nicht nur den Zugang zum Simmental schluchtartig verengte, sondern in ihrem Innern, künstlich ausgehöhlt, weitläufige Festungskavernen mit schweren Geschützen barg. Das Bewachungsdetachement, in dem der Student nach seinem

Examen sechzehn versäumte Dienstage nachholen musste, wurde dennoch zu absoluter Verschwiegenheit angehalten über das, was es, spärlich genug und zufällig, an möglicherweise «Geheimem» zu sehen bekam. Die Bewacher hatten einzig die äusseren Zugänge zur Fluh zu kontrollieren. Untergebracht waren sie ausserhalb der Festung, im Dorf Wimmis oberhalb von Spiez. Die Stimmung im zusammengewürfelten Trupp von Diensthochholern war miserabel. Alle, auch der Student, hielten die Bewacherei für nutzlos. Einer hatte dafür die Redensart aufgebracht: «Marie, mach's Rad!» Einige ertränkten ihren Missmut in Alkohol. Als Korporal hatte der Student gelegentlich Mühe, die Wachtablösungen ordnungsgemäss abzuwickeln. Mehr als einmal plagte ihn die Angst, ein angetrunkenener Wachtposten könnte im Dusei und in der Dunkelheit einen harmlosen Wimmiser erschiessen im Wahn, er sei ein Spion, der sich anschleichen wolle. Zu Befehlsverweigerungen kam es trotz allem Murren, Maulen, Aufbegehren jedoch nicht. Erleichtert verliess der Student nach sechzehn Tagen das Häuflein frustrierter Nachholer.

Perspektiven, noch etwas undeutlich

Nach dem Propädeutikum durften, sollten, ja mussten Theologiestudenten Predigtvertretungen übernehmen, Stadtberner zumeist in der näheren Umgebung Berns. Anfängerpredigten, versteht sich. Zuweilen müssen sie Geduld und Langmut der sonntäglichen Kirchgängerinnen, Kirchgänger ziemlich strapaziert haben. Der Student jedenfalls, nie zufrieden mit dem, was er zu sagen vermochte, wunderte sich manchmal, dass die Zuhörer brav in den Kirchenbänken sitzen blieben, dass niemand unwillig hinausging. Dennoch getraute er sich nicht, über verzagte Erläuterungen des jeweiligen Bibeltextes hinauszugehen, Bezüge herzustellen zu individuellen Existenzproblemen oder zu den Zeitereignissen. War er überhaupt zum Prediger berufen? Hatte ihn vielleicht bloss die höchst anregende Vielseitigkeit des Studiums angezogen und stellte sich jetzt heraus, dass er für die konkrete Arbeit eines Pfarrers ungeeignet war? Ein Zwischenfall, blöd genug, schürte dergleichen Zweifel noch: Auf der morgendlichen Radfahrt nach Meikirch, wo er um Viertel nach neun den Sonntagsgottesdienst halten sollte, hopperte sein Velo mit einem Mal, das Hinterrad hatte Plattfuss. Mit aller Kraft trat er trotzdem in die Pedale. Doch dann, als es aufwärtsging, war auch dem Vorderreifen die Luft ausgegangen, er fuhr auf den Felgen, musste absteigen und das

Fahrrad hügelan stossen. Längst schon hörte er auf der Höhe die Kirchenglocken den Gottesdienst einläuten. Seine Armbanduhrzeiger standen bereits auf zwanzig nach neun, doch immer noch keuchte er aufwärts und fragte sich, ob dies am Ende ein Zeichen sei, ein göttlicher Wink, vom Predigen und vom weiteren Theologiestudium abzulassen. Die Glocken aber läuteten, läuteten geduldig. Wahrscheinlich gingen bereits die ersten Meikircher Christen wieder nach Hause. Es war bereits beinahe zwanzig vor zehn, als er schweissnass und atemlos die Kirche erreichte, vor deren Portal der Sigrist, Ausschau haltend, auf ihn wartete. Nach raschem Informationsaustausch mit dem Organisten eilte der Student auf die Kanzel. So geduldig wie sie ausgeharrt hatte, lauschte die Gemeinde, bestehend aus vier Frauen und einem Mann, seinen Worten und gab sich rührend Mühe, die Gottesdienstlieder so gut wie möglich mitzusingen. Nachher entpuppte sich der Sigrist als geschickter Pneuflicker, so dass der Student sich aufs Velo schwingen und nach Bern zurückradeln konnte. Erst jetzt wurde ihm bewusst, wie komisch, zum Lachen komisch alles gewesen war. Das machte seine Predigt freilich nicht besser. Aber das Bild dieser fünfköpfigen Gemeinde, die unentwegt gewartet, gehofft und erstaunlich aufmerksam zugehört hatte, nahm er mit, es blieb ihm noch lange Zeit vor Augen: Die Kirche als ein Grüppchen treu und geduldig harrender, ausharrender Menschen. Die Kirche als Wunder.

Wie aber predigen lernen? Durch gute Prediger vor allem. Da war etwa Albert Schädelin, Pfarrer am Berner Münster, daneben zugleich Professor für Homiletik (Predigtlehre) an der Uni. Oder Ernst Gaugier und Arnold Gild, zwei exzellente Theologieprofes-

soren an der kleinen christkatholischen Fakultät, die stets wieder in der christkatholischen Kirche predigten, tiefschürfend bibel- und lebensnah. Häufiger als bisher wurde der Predigtlehrling zum Predigtgänger. Überdies vertiefte er sich jetzt in Karl Barths *Lehre vom Wort Gottes* (Band I,1 der *Kirchlichen Dogmatik*, die, neulich erschienen, seinem Bibel- und Predigtverständnis neue Horizonte öffnete, ihn erleuchtete und in die eben angefangene zweite Studienphase frischen Schwung brachte. Gleich suchte er auch schon nach einem Thema für die Akzessarbeit, die vor den abschliessenden Examen einzureichen war. Seine Suche fokussierte sich schliesslich auf die Frage: Hängt das Heil des Menschen auch von seinen guten Taten, Werken oder einzig von der Gnade Gottes ab (*sola gratia*)? Alte, uralte, sogar kirchentrennende Frage. Im Gespräch mit dem Professor für Neues Testament kristallisierte sich als Arbeitsziel ein Vergleich heraus zwischen dem Lohngedanken bei Jesus und demjenigen von Paulus. Dass er mit dieser Fragestellung überfordert sein könnte, weckte die Forscherlust des Jungtheologen erst recht und liess ihn alle Bedenken vergessen. Sogleich begann er, einschlägige Literatur zu suchen, zu sammeln.

Nebenbei ermöglichten die Predigtvertretungen auch erste Einblicke in die Struktur der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Bern. Sie war denkbar einfach, bestand aus einer Legislative (Synode) und einer Exekutive (Synodalrat). Dazu gab es bloss noch einen Pfarrer, der als Kirchenschreiber (eine Art Synodalratssekretär) amtierte sowie dessen Allround-Sekretärin. Sie war es, die die Predigtvertretungen vermittelte. Im Übrigen lag die Verantwortung für das kirchliche Leben ganz bei den Kirchgemeinden resp. bei deren Kirchgemeinderäten und Pfarrern. Ge-

meindeautonomie also. Eine schlankere Struktur liess sich nicht vorstellen.



Mittlerweile war im agonisierenden Dritten Reich das letzte Aufgebot, der «Volkssturm», mobilisiert worden. Alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren wurden, sofern noch einigermaßen beweglich, zu den Waffen gerufen, Jugendliche aus Schulen und Lehrstellen weggeholt. Von ihnen wollten Gerüchte wissen, nach der Niederlage würden sie als Hitlers «Werwölfe» in Wäldern und Bergen weiterkämpfen und noch jahrelang Widerstand leisten wollen. Ein Wunsch- und Wahntraum jener, die noch immer an Deutschlands Endsieg glaubten? Eine wütende Reaktion vielleicht auch auf die nicht mehr verhandelbare Forderung der Alliierten nach bedingungsloser Kapitulation? Wer wusste hierzu-lande aber schon, wie den Menschen «draussen» wirklich zumute war? Hie und da gab's in deutschen Radiosendern jetzt ein Schlagerlied zu hören, welches, wenn auch unverfänglich vage, zu verraten schien, wie sehr das Volk den Krieg satt hatte und ein Ende der Mord- und Leidenszeit herbeisehnte: «Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, / auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai...»

In der Schweiz atmete man auf. Viele nahmen an, es bestehe keine Invasionsgefahr mehr, weshalb die Verteidigungsvorkehrungen stufenweise abgebaut, die Aktivdienste reduziert werden könnten. Der Student hoffte, endlich nun wieder ein Semester lang ohne Unterbrechung studieren zu dürfen. Er täuschte sich gewaltig. Drei Tage nach dem Jahreswechsel 1944/45, mitten also im Wintersemester, musste er erneut einrücken.

Zeitwende und Ausplampen hier

Tief bekümmert hatten selbst Pazifisten erkennen müssen, dass Hitlers grossdeutschem Reich gegenüber militärische Landesverteidigung leider Gottes angezeigt und notwendig war. Offiziell verteidigte die Schweiz ihre Neutralität gegen alle kriegführenden Staaten. Inoffiziell aber waren sich fast alle klar darüber, dass die relative Unabhängigkeit des Landes nur durch das Dritte Reich bedroht war oder – angesichts der jetzt veränderten Kriegslage – bedroht gewesen war. Die Hoffnungen und Wünsche des wohl grössten Teils der Bevölkerung begleiteten nunmehr den Vormarsch der Alliierten und der Roten Armee. Wenn es je einen berechtigten Krieg – um nicht von gerechtem Krieg zu reden – gegeben hatte, so war derjenige gegen Hitlerdeutschland ein solcher. Nie hatte der Student etwas von Dienstverweigerern aus pazifistischer Überzeugung gelesen oder gehört, auch nicht zu Hause vom Vater oder vom Bruder, beide bei der Militärjustiz. Auch die Theologiestudenten absolvierten ihre Militärdienste, einige als Sanitätssoldaten. Keiner verweigerte unter Berufung auf Jesus den Dienst in der Armee. Die Heillosigkeit der Epoche zeigte sich nicht zuletzt darin, dass Gewaltlosigkeit im Geiste der jesuanischen Bergpredigt keineswegs den Frieden gefördert, sondern sich im Gegenteil als Sukkurs für die deutschen Eroberungs- und

Ausrottungsmethoden ausgewirkt hätte. Immer mehr sickerten jetzt Nachrichten über massenhafte Judenvernichtungen durch die Zensurfilter. Sie waren derart ungeheuerlich und grauenhaft, dass manche sich zunächst weigerten, ihnen zu glauben, und misstrauisch meinten, es handle sich um alliierte oder vor allem sowjetische Greuelpropaganda.

Nach menschlichem Ermessen drohte der Schweiz nun kaum noch Gefahr. Oder befürchtete die Armeeleitung vielleicht massenhafte Grenzübertritte deutscher Wehrmachtsteile, die alsdann hätten entwaffnet und interniert werden müssen? Dass für diesen Fall Truppen an der südlichen und östlichen Landesgrenze bereit sein mussten, leuchtete ein. Oben im Alpenréduit aber, im Kander- und Kiental? Die Überzeugung, hier noch eine sinnvolle Aufgabe erfüllen zu können, knickte mehr und mehr ein. Wurde Charlies lächerliches «Delikt» vielleicht als ein Symptom beginnender Disziplinlosigkeit überbewertet? Im dämmrigen Gang des Kientaler Hotels begegnete der Student eines Morgens seinem Korporalskollegen, Charlie eben, der von zwei Heerespolizisten begleitet war. Rasch händigte ihm Charlie den in Silberpapier eingeschlagenen Rest einer Rüeblitorte aus, die seine Freundin mitgebracht hatte. Dummerweise war die Freundin aber gesehen worden, wie sie frühmorgens Charlies Zimmer entschlüpft und, vermeintlich unauffällig, über zwei Treppen hinab und durch den Erdgeschossgang aus dem Hotel gehuscht war. Leider funktioniert der Wacht- und Meldedienst noch immer vorschriftsgemäss. Zwar durfte die Freundin unbehelligt das erste Postauto besteigen und mit ihm ins nächstuntere Tal fahren. Charlie hingegen ging's an den Kragen. Wir sind im Dienst und hier ist kein Puff, soll der Kadi (Kompaniekommandant) gesagt haben. Doch weshalb alar-

mierte er gleich die Heerespolizei? Hätte er den Fall nicht intern bereinigen können, mit drei Tagen Arrest beispielsweise? Befürchtete er einen beginnenden Zerfall von Mannszucht und Disziplin, wollte den Anfängen wehren? Ach wo, dementierte der Zugführer, die Sache sei ganz simpel die, dass hier, in Kiental, kein Arrestlokal zur Verfügung stehe. Wohin wurde Charlie denn gebracht? In die Kaserne Thun vielleicht, wo zweifelsohne ein Arrestlokal vorhanden war? Von einem Tag zum andern klimperte niemand mehr gefällige Jazzmelodien auf dem leicht verstimmt Hotelklavier. Zur Freude aller hatte Charlie sich als Barpianist betätigt und langweilige Abende mit ein bisschen musikalischer Stimmung timbriert. Plötzlich vermisste man ihn. Er wurde doch nicht etwa vor ein Militärgericht gestellt? Das wäre absolut lächerlich gewesen. Immerhin aber tauchte er nicht wieder auf, kehrte nicht zur Kompanie zurück, was einigermaßen beunruhigend hätte sein können. Allein, Charlie war erst neulich zur Kompanie gekommen und vielleicht deshalb auch bald wieder vergessen, ein musikalisches Zwischen- und Gastspiel sozusagen. Und danach: Aus den Augen, den Ohren, aus dem Sinn. Auch der Student forschte nicht weiter nach, was mit dem Kollegen geschah. Charlie war ihm kein Freund geworden. Das Geschenk der restlichen Rüebliorte verdankte sich einzig dem Zufall, dass er dem von Heerespolizisten Abgeführten noch begegnet war. Ohnehin fand er im Aktivdienst keine wirklichen Freunde, mit denen er auch im Zivilleben weiterhin hätte verbunden bleiben mögen. Gute Kollegen, Kameraden, das ja, das schon. Aber das endete jeweils mit dem Tag der Entlassung.

Während im alpinen Abseits die Zeit verstrich, enervierend langsam, brachen die deutschen Ostfronten eine nach der anderen zusammen. Roosevelt, Churchill und Stalin waren in Jalta auf der Krim zusammengekommen, hatten Deutschland vorausplanend in vier Besatzungszonen und Berlin in vier Sektoren aufgeteilt. Dem Untergang Alteuropas folgte nunmehr derjenige des von Faschisten und Nationalsozialisten proklamierten «Neuen Europa». Über die fast unzerstört gebliebene Brücke bei Remagen konnten die Amerikaner Anfang März den Rhein überqueren und ihren Brückenkopf rasch ausweiten. Die Zivilbevölkerung, offensichtlich kriegsmüde und kapitulationsbereit, hängte weiße Tücher aus den Wohnungsfenstern. Im Osten schien eine panische Massenflucht eingesetzt zu haben, aus Angst vor den Sowjettruppen. Erste Menschenvernichtungslager wurden befreit, wo zu Skeletten abgemergelte Überlebende kaum noch die Kraft hatten, ihre Erretter zu begrüßen. Zeitungsbilder zeigten ausgemergelte Elendsgestalten mit ausdruckslos gewordenen Gesichtern. Höllische Realitäten jenseits der Vorstellungskraft Verschonter.

Rund um die Schweiz herum überstürzten sich die Ereignisse. Im Bergtal jedoch: Keine besonderen Vorkommnisse. Schneeschmelze, Frühlingserwachen, die üblichen Skitrainings- und Gefechtsübungen im jetzt schwer gewordenen Schnee. Um das Studium wiederaufnehmen zu können – das Sommersemester begann demnächst –, ersuchte der Student um Urlaub, der ihm auch gewährt wurde, mit dem Vermerk freilich, die versäumte Dienstzeit werde nachzuholen sein. Mit dem bevorstehenden Kriegsende würden Aktivdienste aber überflüssig werden und Dienstnachholungen dahinfallen. So jedenfalls dachte der Student.

Waffenstillstand

Am 12. April 1945 verstarb in Washington Präsident Roosevelt. Sein Nachfolger, der bisherige Vizepräsident Harry S. Truman, machte sogleich klar, dass er an den amerikanischen Kriegszielen in Europa und im Fernen Osten festhalten werde. In Deutschland stiessen US-Truppen bis zur Elbe vor. Die Rote Armee kesselte Berlin ein, drang durch die Vorstädte unaufhaltsam ins Zentrum der Reichshauptstadt vor. Unweit von Como verhafteten italienische Partisanen Benito Mussolini und dessen letzte Geliebte Clara Petacci, die zusammen offenbar in die Schweiz hatten flüchten wollen. Schliesslich war ja der Duce von der Universität Lausanne einst zum Ehrendoktor ernannt worden. Allein, die Partisanen machten kurzen Prozess und erschossen beide. Ihre Leichname wurden in Mailand öffentlich zur Schau gestellt, aufgehängt an den Fussgelenken. Drastische Pressefotos. Im Bunker der Berliner Reichskanzlei schluckte Hitler zwei Tage später Todespillen, zusammen mit Eva Braun, seiner Gefährtin, von der sich niemand recht vorstellen konnte, dass sie und der Führer jemals ein richtiges Liebespaar geworden waren und miteinander geschlafen hatten. Dafür hätten sie, wie gerüchteweise verlautete, kurz vor ihrer Selbsttötung noch schnell geheiratet. Falls das Gerücht zutraf, wär's denn doch ein eher spiessiges Rührstück gewesen.

Grossadmiral Dönitz, von Hitler zu seinem Nachfolger bestimmt, setzte weitab von Berlin in Flensburg eine neue, national-konservative Reichsregierung ohne Reich ein, vielleicht in der Hoffnung, mit den Westmächten einen Separatfrieden schliessen und gemeinsam Front gegen die Sowjetunion machen zu können. Vergeblich. Selbst Churchill, der diesem Gedanken wohl am ehesten noch etwas hätte abgewinnen können, beharrte auf der bedingungslosen Kapitulation. Am 7. und 8. Mai wurde sie in Reims, dem Hauptquartier Eisenhowers, und in Karlshorst bei Berlin, dem sowjetischen Hauptquartier, mit den Unterschriften deutscher Heerführer besiegelt. Wie hatte das deutsche Muntermach-Lied verheissen? «... auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai» – jetzt war er da, der Mai.

Unterschiedlicher hätten die beiden Diktatortode nicht sein können: Öffentlich, dramatisch derjenige in der Lombardei, unterirdisch, lemurenhaft der andere in der Ruinenstadt Berlin. Aber der Albtraum war zu Ende, jedenfalls für die Europäer.

Am Vormittag des 8. Mai stellte die schweizerische Landesregierung das Ende der Feindseligkeiten fest und ordnete für abends 20 Uhr ein Geläute sämtlicher Kirchenglocken an. Der Berner Gemeinderat rief die Stadtbevölkerung auf, den Waffenstillstand «angesichts des unermesslichen Leids, das der Krieg über Millionen unserer Mitmenschen gebracht hat, in ruhiger, würdiger Weise zu feiern». Spätnachmittags suchte der Student den Stammstisch der Concordia in der Schmiedstube auf. Dort erfuhr er Neuigkeiten. Auf behördliche Anordnung hin sei die deutsche Gesandtschaft am Willadingweg geschlossen worden, mit der Begründung, das deutsche Reich habe aufgehört zu existieren. Do-

kumente seien beschlagnahmt und die Eingangstüren alsdann versiegelt worden. Den Mitgliedern der Gesandtschaft habe man mitgeteilt, sie müssten die Schweiz binnen dreier Tage verlassen. Einer aus der Stammtischrunde, der im Kirchenfeld wohnte, hatte seit Tagen beobachtet, wie in einem fort Rauch aus dem Schornstein des Gesandtschaftsgebäudes quoll. Offenbar seien massenhaft Akten verbrannt worden, darunter wohl auch alle Namenslisten von Gestapoleuten im Gesandtschaftspersonal und Nazifunktionären innerhalb der grossen deutschen Kolonie sowie von schweizerischen Kontaktleuten und Informanten. Plötzlich kreuzte am Stammtisch einer auf, der behauptete, soeben gesehen zu haben, wie General Guisan, von den Leuten lebhaft applaudiert, durch die Marktgasse spaziert sei, in Uniform und huldvoll lächelnd nach links und rechts salutierend. Nein, es sei kein Witz, es sei tatsächlich der leibhaftige General gewesen, die patriotische Ikone in Person. Also schien in den Gassen einiges los zu sein. Die meisten hielt es nicht länger am Stammtisch. Sie und mit ihnen auch der Student verliessen die dämmerige Schmiedstube, um sich ebenfalls unter die Menschen zu mischen, die heiter und ziellos durch die Gassen flanierten. Als um 20 Uhr die Kirchenglocken zu läuten begannen, verebbte der Lärm, das Gerede, Gejohle stockte, für einige Minuten kam Nachdenklichkeit auf. Dann aber ging das Treiben weiter. Den Studenten beschlich freilich eine seltsame Unschlüssigkeit. Einigen Verbindungsfreunden schien es ähnlich zu ergehen. Was tun? Sich einen Schwips antrinken? Mit einem Mädchen anbändeln? Allmählich löste jeder das Problem auf seine Weise, der Student dadurch, dass er nach Hause ging und müde ins Bett fiel.



Rätsliges Strandgut des Kriegs am Rande des ruhigen Schosshaldenquartiers: Vor – und natürlich in – der Turnhalle des Primarschulhauses lagerten während einiger Zeit ein paar Dutzend fremdsprachige Soldaten. Arme Kerle, deren Sprache niemand verstand. Sie selber konnten sich höchstens notdürftig mit einigen deutschen Redewendungen verständlich machen. Ihre Uniformen schienen, wenigstens auf den ersten Blick, deutscher Herkunft und doch keine Wehrmachtsuniformen zu sein. Internierte jedenfalls, die Waffen waren ihnen abgenommen worden, bereits an der Grenze. Bald verlautete, es handle sich um ukrainische Kosaken. Ob das aber stimmte? Kosaken hatte man sich hierzulande anders vorgestellt, nach dem romantischen Bild jener Donkosaken, die vor dem Krieg mit Gesangskonzerten durch die Schweiz getourt waren. Äusserlich glichen ihnen die Kosaken im Schulhaus überhaupt nicht. Selten nur sangen sie abends ein schwermütiges Lied. Sie hatten, hiess es, im Grossen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion auf der falschen, der deutschen Seite gekämpft, wohl in der Hoffnung, nach einem Sieg Hitlers die Ukraine als einen unabhängigen Staat von Gnaden des Führers ausrufen zu können. Wie nur waren sie aber in die Schweiz geraten? Offenbar waren sie zusammen mit zurückflutenden deutschen Truppen schliesslich in Österreich gelandet, gestrandet. Aus Furcht vor der Rache der sowjetischen Siegermacht, für die sie Landesverräter waren, hatten sie nach der deutschen Kapitulation in der neutralen Schweiz Zuflucht gesucht.

Der Student hatte von den Internierten zwar neugierig, doch eher beiläufig Notiz genommen, sie deshalb bald wieder vergessen, nachdem die Turnhalle geräumt und ihrer schulischen Bestimmung zurückgegeben worden war. Erst später hörte er zufällig

einmal behaupten, die Kosaken seien heimlich an die Sowjetunion ausgeliefert worden und niemand wisse, was mit ihnen geschehen sei. Sollte die Schweiz sie tatsächlich aus politischem Kalkül ans Messer geliefert haben? Nach der Oktoberrevolution 1917 hatte die Eidgenossenschaft alle diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion abgebrochen, entsprechend ihrem scharf antikommunistischen Kurs. Jetzt aber und so rasch wie möglich wollte sie die Beziehungen mit der siegreichen, auch geographisch näher gerückten Gross- und Weltmacht aufnehmen und nach fast dreissigjährigem Unterbruch normalisieren. In diesem Zusammenhang, glaubte das Gerücht zu wissen, habe man die Sowjets mit Gefälligkeiten wohlwollend stimmen wollen. Eine dieser Gefälligkeiten sei eben auch die Aushändigung der ukrainischen Internierten gewesen. Ob das alles aber auch stimmte? Der Student hoffte, es handle sich um Vermutungen von Leuten, die überall das Haar in der Suppe suchen. Dennoch beunruhigte ihn zunächst, dass er vom Schicksal dieser kriegerischen Irrläufer nichts mehr hörte oder las. Das ist vermutlich Zufall, beschwichtigte er sich, ich muss diesbezügliche Meldungen übersehen haben.

Nicht eben rühmliches Ende des Aktivdienstes

Seit fünf Wochen war der Krieg in Europa beendet. Nicht so der Aktivdienst. Dessen Nachholungsbuchhalter arbeiteten in ihren Büros unbeirrt und penibel weiter und überraschten den Studenten mit einem Marschbefehl zwecks Dienstnachholung für Mitte Juni nach Kandersteg. Dort fand er einen Trupp ebenfalls verärgerter, verdrossener Nachholer vor, die nur von einem überzeugt waren, nämlich von der absoluten Sinnlosigkeit des ihnen befohlenen Tuns. Jeden Morgen musste der Student und Korporal sie ins schöne Gasterental hinaufführen, an dessen Eingang sie an einem Strässlein bauten. Niemand von ihnen verstand etwas von Strassenbau. Es hiess bloss, zunächst müsse ein Steinbett angelegt, zusammengefügt werden, gute anderthalb Meter breit, danach werde schubkarrenweise Schwemmsand und Schwemmkies darüber ausgeleert. Steine, Schwemmsand, Schwemmkies gab es in der weitflächigen Bergbachlandschaft mehr als genug. Die herbeigekarrten Steine, grosse flache Kiesel meist, wurden hochkant und möglichst eng aneinandergeschichtet, zu einem Steinbett eben. Der Leutnant, ein Jurastudent, hatte von Strassenbau ebenfalls keine Ahnung, tauchte deshalb höchst selten auf. Der Himmel wusste, womit er in Kandersteg unten seine Zeit totschrug. Aufässig hingegen Hauptmann L., ein Daueraktivdienstler offenbar,

jetzt jedoch abgeschoben ins Gasterental, wo er zusammen mit seiner Frau zweisiedlerisch in einem Holzhäuschen lebte. Als Einziger schien er das absurde Strässchenprojekt für wichtig, sogar notwendig zu halten. Von Strassenbau verstand er ebenso wenig wie alle anderen, gab sich aber auf Teufel komm raus den Anschein einschlägiger Kompetenz. Von Zeit zu Zeit kam er aus seinem Häuschen, um mit den Stiefeln martialisch auf den neu zusammengefügten Steinen umherzustampfen und gottserbärmlich zu fluchen, wenn diese seinem furiosen Getrampel nicht standhielten und auseinanderkippten. Kein Wunder, dass die Arbeit am Strässlein nur langsam vorankam. War dies dem «Alten» vielleicht sogar recht? Den Soldaten war's egal, dem Korporal auch, dem Leutnant erst recht. Für ihn hatte der Alte ohnehin nur Verachtung übrig und war froh, dass er sich auf dem Bau- und Arbeitsplatz nur selten zeigte. Häufiger begegnete der Student dem Leutnant abends in einem Kandersteger Hotelsaal, wo eine kleine Tanzkapelle aufspielte und eine Überzahl ziviler und militärischer Männer die wenigen anwesenden Mädchen und Frauen umwarb. Umso erstaunlicher, dass eine geschmeidige Tänzerin mit schulterlangem dunkelblondem Haar und dem aparten Vornamen Henriette nicht etwa am Leutnant oder sonst einem flotten Kerl, sondern ausgerechnet am bebrillten Korporal im groben Uniformtuch Gefallen fand. Gegen halb zehn verliessen sie den Tanzsaal und bummelten, alsbald eng umschlungen, durchs langgestreckte nachtschlechte Gebirgsdorf, um schliesslich auf einer Bank über der dunkel dahinglubbernden Kander ihren Liebkosungswünschen freien Lauf lassen zu können. Zwischenhinein sinnierte sie einmal halblaut: «Ist Liebe Zufall? Und warum hat der Zufall etwas ge-

gen mich, denn morgen muss ich heimreisen, meine Ferien sind zu Ende.» Heimreisen wohin? Irgendwohin in die ferne Ostschweiz, wo sie als Apothekerassistentin arbeitete und überdies einen Verlobten hatte. Als sie dies nebenbei erwähnte, konnte er sich die Bemerkung nicht verkneifen: «Dacht' ich mir's doch.» Darauf sie: «Warum denn?» Und er: «Ich schloss daraus, wie du und wo du streichelst.» Sie kicherte: «Dann müsstest ja auch du verlobt sein.» Und plötzlich umschlang sie ihn stürmischer noch als zuvor und mit einer Kraft, die er in ihren schlanken Armen nicht vermutet hätte.

Am übernächsten Tag überschlugen sich die Ereignisse. Es begann bereits mit der Tagwacht. Sie hätte um 06.00 Uhr erfolgen sollen. So jedenfalls wollte es der Tagesbefehl, den Hauptmann L. im Gasterenholzhäuschen in seine alte Remington hämmerte. Der Korporal musste ihn jeweils mit Reissnägeln an die Tür des Kantonnements in Kandersteg heften. Da die externe Militärküche die Morgenverpflegung jedoch erst gegen halb acht bereithielt, hatte der Korporal, der zugleich Weckordonnanz war, die Tagwacht von sich aus – und vernünftigerweise, wie er glaubte – auf 06.45 Uhr verschoben. Er hatte nicht damit gerechnet, dass der Alte, wahrscheinlich an präseniler Bettflucht leidend, eines Tages in aller Frühe zu Tal steigen und um sechs Uhr im Kantonnement unten stehen könnte. Friedlich noch schliefen und schnarchten dort die Diensthändler. Tobend, brüllend schreckte der Alte sie auf. Als gegen Viertel vor sieben der Korporal, der ein paar hundert Meter entfernt in einem Privathaus nächtigte, auf dem Schauplatz des Geschehens eintraf, empfing ihn der Hauptmann mit wütenden Verwünschungen, Drohungen: Er, der verant-

wortliche Korporal, habe sich einer unerhörten Befehlsverweigerung schuldig gemacht, er gehöre ins Loch, in die Kiste, jawohl, und habe sofort nach Bern zu reisen und sich auf dem Divisionskommando zwecks Vollstreckung einer Arreststrafe zu melden. Er entnahm seinem Rucksack einen Notizblock, kritzelte zwei Blätter mit einem Rapport voll, schrie nach einem Briefumschlag, den einer der Wehrmänner auch liefern konnte, da er ihn gestern in der Soldatenstube geholt hatte, ein Kuvert des CVJM, des Christlichen Vereins Junger Männer. Mit seiner Zunge nässte der Alte die Gummierung, verschloss den Umschlag und drohte dem Delinquenten, falls es ihm einfallen sollte, den Brief zu öffnen, würde das alles nur noch verschlimmern, der Rapport sei ungeöffnet dem Divisionskommando auszuhändigen, dem er das Kommen des Befehlsverweigerers telefonisch ankündigen werde. Und jetzt dalli dalli ab zum Bahnhof und mit dem nächsten Zug nach Bern. Während der Bahnfahrt fiel dem Korporal ein Satz ein, den er irgendwo einmal gelesen hatte: Ein Mann, der in seinem Leben nie im Gefängnis war, kennt die Welt nicht. Oder so ähnlich. Dennoch war ihm, dem gutbürgerlich Erzogenen, einigermassen mulmig zumute. Plötzlich erinnerte er sich auch wieder an Charlie, den zwei Heerespolizisten abgeführt hatten. Immerhin reiste er jetzt ohne eine solche Begleitung. In Bern begab er sich nicht etwa zunächst nach Hause, sondern mit Vollpackung und Karabiner gehorsam und direkt zum Divisionskommando. Höflich empfing ihn dort ein Oberleutnant, dem er den verschlossenen Briefumschlag überreichte. Der Offizier las den Rapport und bat ihn dann, ihm den Fall aus seiner Sicht zu erläutern. Als der Korporal geendet hatte, schwieg er ein bisschen, dann lächelte er – und zerriss den

Rapport, warf ihn in den Papierkorb neben dem Schreibtisch, murmelte etwas von Lappalie und sagte: «Sie sind entlassen.» Und die restlichen Dienstmachholungstage? «Die schenken wir Ihnen.» Der Oberleutnant geleitete ihn zur Tür, wünschte ihm alles Gute und verabschiedete ihn mit einem kräftigen Händedruck. Damit war der Aktivdienst des Studenten definitiv beendet.

Atombomben

Am 8. und 9. August 1945 zerstörten zwei amerikanische Atombomben die Städte Hiroshima und Nagasaki. Worauf Japan, das sich weite Teile Chinas und Ostasiens unterworfen hatte, kapituliert. Und so nun also: Friede auf Erden? Oder waren die Atomblitze, Atompilze ein Wetterleuchten neu aufziehenden und noch grösseren Unheils? Ein Foto zeigt einen Menschenschatten an einer Ruinenmauer Hiroshimas. Der Mensch jedoch, der den Schatten geworfen hatte, war mit unzähligen anderen rest- und spurlos verglüht. Infernalischer Triumph des Luftkriegs gegen Zivilbevölkerungen. In die Freude über das Ende des Weltkriegs mischten sich Entsetzen, Empörung aber auch über die Feigheit einer derartigen Massenvernichtung aus sicherer Höhe. Nicht etwa ein Theologe, sondern Churchill soll gesagt haben, wie nachträglich kolportiert wurde: «Die Atombombe ist die Wiederkunft Christi im Zorn.» Ein apokalyptisches Bild, das zunächst auch den Studenten beeindruckte. Aber nur zunächst. Bald fragte er sich: Ist die Bombe tatsächlich ein Werkzeug Gottes und die Regierung, die sie einsetzt, Vollstreckerin seines Zorngerichts? Warum straft dieses Zorngericht nicht Regierungen, Generalstäbe, Bombenfabrikanten, sondern jetzt mehr noch als je zuvor Frauen, Kinder, die kleinen Leute? Musste nicht einer jeden Geschichtstheologie

misstraut werden, die meint, in der Geschichte und also auch in Kriegen Gott am Werk sehen zu können? Lief das nicht darauf hinaus, dass die Sieger sich allemal im Recht und als Täter des göttlichen Heilswillens fühlen dürfen? Doch wie weit waren Hypothesen dieser Art vom kruden Faktum der Kreuzigung Jesu, dem Herzstück aller vier Evangelien, entfernt! Rief die Hinrichtung auf Golgatha über die Zeiten hinweg nicht dazu auf, jedes Geschehen und alle Geschichte aus der Perspektive der Opfer, der Verlierer zu sehen und zu beurteilen? Umso bestürzender, dass in Japan die Atombombe alsbald «christliche Bombe» hiess.

Und doch: Bei aller Ambivalenz der Gedanken und Gefühle war der Student heilfroh, dass keine Atombomben auf Europa niedergegangen waren.

Bilder der Zerstörung

Endlich keine militärdienstlich halbierten Semester mehr! Auf denn und schleunigst nach Basel, für ein Wintersemester wenigstens noch! Für das Sommersemester 1946 hatte Karl Barth nämlich eine Gastprofessur angenommen an der theologischen Fakultät Bonn, aus der die Nazis ihn 1935 vertrieben hatten. Zum Missfallen eidgenössischer Behörden und Politiker hatte er danach von Basel aus unermüdlich zum – auch bewaffneten – Widerstand gegen die Nazidiktatur aufgerufen, in Artikeln, Interviews, Radiovorträgen. Die Letzteren wurden freilich nicht vom schweizerischen Landessender Beromünster ausgestrahlt, sondern von der britischen BBC. Doch jetzt, da der böse Spuk vorbei war, machte sich derselbe Barth zum vehementen Anwalt der Besiegten. Noch vor dem Kriegsende reiste er im Januar und Februar 1945 mit dem Vortrag *Die Deutschen und wir* durch schweizerische Gemeinden. Der Student, aktivdienstlich noch immer im alpinen Abseits festgehalten, hatte den Vortrag nicht hören können, las alsbald jedoch die Broschüre mit dem Referatstext. In ihm liess Barth Jesus die in Matthäus 11,28 überlieferten Worte «Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid» neu und zeitgemäss so artikulieren: «Her zu mir, ihr Unsympathischen, ihr bösen Hitlerbuben und -mädchen, ihr brutalen SS-Soldaten, ihr üblen Gestaposchur-

ken, ihr traurigen Kompromissler und Kollaborationisten, ihr Herdenmenschen alle, die ihr nun so lange und dumm hinter eurem sogenannten Führer hergelaufen seid! Her zu mir, ihr Schuldigen und Mitschuldigen, denen nun widerfährt und widerfahren muss, was eure Taten wert sind! Her zu mir, ich kenne euch wohl, ich frage aber nicht, wer ihr seid und was ihr getan habt, ich sehe nur, dass ihr am Ende seid und wohl oder übel von vorne anfangen müsst, ich will euch erquicken, gerade mit euch will ich jetzt vom Nullpunkt her neu anfangen! Wenn ... die Schweizer, geschwollen von ihren demokratischen, sozialen und christlichen Ideen, die sie immer hochgehalten haben, an euch nicht interessiert sind, ich bin es; wenn sie es euch nicht sagen wollen, ich sage es euch: Ich bin für euch! Ich bin euer Freund!» Und dann wandte sich Barth direkt an seine schweizerischen Zuhörer und Leser mit der Frage: «Wie, wenn sie (– die Deutschen –) das ohne uns und an uns vorbei zu hören bekommen sollten? Wenn die deutsche Gelegenheit zur höchsten schweizerischen Ungelegenheit, wenn an uns sich nun eben nur das Schicksal des Pharisäers erfüllen würde, der alle möglichen Vorzüge hatte, der auch sicher ein guter Lehrer war, dem nur das Eine nicht nachzurühmen war: dieser ging hinab in sein Haus gerechtfertigt!? Ich habe an diesem Punkt die grössere Sorge um unseren eigenen Weg als um den der Deutschen. Werden wir den Rank finden, der hier zu finden ist? Wir sollten uns wirklich gerade um unserer selbst willen nicht weigern, den Deutschen jetzt richtige, aufrichtige Freunde sein zu wollen.»

Gab es sonst noch jemanden, der den Schweizern bei Kriegsende so eindringlich ins Gewissen redete? Zudem begann der Stu-

dent anhand des Barth'schen Vortrags zu ahnen, was die ihm schwerverständliche reformatorische Rechtfertigungslehre konkret besagen und bewirken könnte. Wirkte der Vortrag am Ende auch in ihm selbst weiterhin nach? Oder war es vielleicht auch nur Neugier, die ihn bewog, mit einer Handvoll bernischer Kommilitonen über den Jahreswechsel 1945/46 nach dem westfälischen Münster zu fahren, zu einer wahrscheinlich ersten Begegnung zwischen deutschen und französischen Studenten? Wieso gerade in Münster? Und welche Rolle war dabei dem Berner Grüppchen zgedacht? Wer überhaupt organisierte und finanzierte das Treffen? Der Student, der sich seit dem Herbst in Basel aufhielt, wusste nichts Näheres, sprang aber, telefonisch angefragt, für einen erkrankten Kollegen ein, reiste ohne Vorbereitung mit ins Ungefähre, Ungewisse hinaus.



Der Kontrast zwischen der kriegsverschonten Schweiz und Deutschlands zerbombten Städten hätte nicht eindrücklicher sein können. Die nächtliche Bahnfahrt, von zahlreichen Zugwechseln unterbrochen, verlief recht abenteuerlich. Ab Freiburg im Breisgau waren die Waggons nicht mehr geheizt. Durch halb oder ganz kaputte Bahnhofsoberdachungen glitzerten fernher, halbwegs erhaben und beruhigend, halbwegs aber auch kalt und gleichgültig, die Sterne der Winternacht. Auf Bahnsteigen drängten sich oder lagerten schier unabsehbare, grau anmutende Massen wartender Menschen: Flüchtlinge aus dem Osten, Soldaten der besiegten Wehrmacht, Frauen mit Kleinkindern im Arm. Sobald ein Zug langsam heranfuhr und ein Lautsprecher seine Zielbestimmung bekanntgab, wurde er gestürmt, noch ehe er ganz angehalten hat-

te. Junge Burschen kletterten kurzerhand durch scheibenlose Fenster ins Innere der Waggonen. Ein ganzes Volk, schien es, war von irgendwoher nach irgendwohin unterwegs, was teilweise wohl den Festtagen zugeschrieben werden konnte, den ersten der nun angebrochenen Friedenszeit. Mit niedergebrannten Kerzen stand in einem der Bahnhöfe noch ein grosser Weihnachtsbaum, schmucklos ernst. Wer an ihrem Berndeutsch erriet, dass die Studenten aus der Schweiz kamen, wunderte sich: Was bringt euch denn gerade jetzt hierher, wo bei uns doch alles kaputt und durcheinander ist? In den Zügen tauchten Schaffner fast nie auf, wahrscheinlich weil sie sich nicht durch die von Menschen und Gepäckstücken verstopften Wagengänge hindurchzukämpfen vermochten. In einigen der nur notdürftig beleuchteten Bahnhöfe fiel eine generöse Lichtquelle auf, die Bahnhofswache und zugleich Kantine amerikanischer Besatzungstruppen. Aus ihr dröhnte fröhlich laute Jazzmusik («music of freedom»). Im Übrigen schienen die GIs die Menschenpulks auf den Bahnsteigen nicht behelligen zu wollen, schleppten lieber bunt aufgetakelte Mädchen herbei, deutsche Mädchen. Neben dem Studenten murmelte in Frankfurt eine Frau leise, doch unüberhörbar: «Und das für ein Päckchen Zigaretten.» Neben US-Dollars und Schweizer Franken waren Zigaretten in der Tat noch immer ein Zahlungsmittel. Er hatte es gewusst und deshalb einige Packungen Camel und Lucky Strike in seinen Rucksack gestopft. Bei den Zugwechseln mit tumultuösem Sturm auf die Waggonen verloren die Berner sich immer wieder aus den Augen. Ein Wunder, dass schliesslich dennoch alle in Münster ankamen. Die letzte Fahrstrecke verbrachte der Student

in einem Güterwagen, wo er, erschöpft auf dem kalten Boden liegend, sogar noch in einen kurzen Schlaf fiel.



Im historischen Stadtkern war Münster bloss noch ein Gewirr von Trümmerbergen, in dem man leicht die Orientierung verlieren konnte, zumal nachts. Dennoch wollte der Student in der Silvesternacht erkunden, ob vom Jahreswechsel hier trotzdem etwas zu verspüren sei. Naives Vorhaben! Im Labyrinth dunkler Trümmer- und Schutthalden verirrte er sich schon bald. Falls einmal eine Schattengestalt auftauchte, mied er die Begegnung mit ihr. Die Tagungsteilnehmer waren gewarnt worden, nachts trieben sich Leute herum, denen nicht zu trauen sei, ehemalige Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene aus dem Osten, aber auch aus Gefängnissen entwichene Kriminelle. Schliesslich dann aber wagte er es doch, eine Schattengestalt, deren Haltung und Gang ihm unverdächtig vorkamen, um Orientierungshilfe zu bitten. Er hatte sich nicht getäuscht, war an einen freundlichen Münsteraner geraten, der sich nicht nur in der Trümmerlandschaft auskannte, sondern sogar etwas von dem Studententreffen gehört hatte und meinte, hier ausgerechnet in der Silvesternacht einem Schweizer zu begegnen, sei ein gutes Omen für das neue Jahr. Ein Mann, der seinen Humor offenbar nicht verloren hatte. Er begleitete den Verirrten, Verwirrten bis in eine Gegend mit zum Teil bewohnbar gebliebenen Häusern. Von da war es nicht mehr weit bis zur konviktartigen Unterkunft der Tagungsteilnehmer.

Und die Tagung selbst? War es tatsächlich die erste, die junge Vertreter bisher verfeindeter Nationen miteinander ins Gespräch brachte? Die Diskussionen konnten in deutscher Sprache geführt

werden, welche die angereisten Franzosen erstaunlich gut beherrschten, wogegen die Deutschen mit dem Französischen mehrernteils ihre liebe Mühe hatten. Die Gespräche drehten sich um die künftigen französisch-deutschen Beziehungen, um Europas Zukunft überhaupt. Ein freies, demokratisches Europa sollte es werden, mit Ideen- und Kulturaustausch über die Grenzen und Vorurteile hinweg. Alle stimmten darin überein, dass dabei ein christlich fundierter Humanismus wegleitend werden sollte. Die Franzosen wussten zu berichten, dass neben dem Existentialismus von Sartre und Camus bei ihnen auch ein christlicher Existentialismus an Bedeutung gewinne. Der Name Gabriel Marcel wurde genannt, ebenfalls derjenige von Emmanuel Mounier, Verfechter eines «personalistischen» Humanismus. Den jungen Deutschen, aufgewachsen im neuheidnischen Nationalsozialismus, schwebte jetzt gleicherweise eine Renaissance christlich-humanistischer Werte vor. Zur Tagung hatten sie den aus dem Baltikum stammenden, während der Naziherrschaft zum Katholizismus konvertierten Dichter Werner Bergengruen eingeladen. Aus seinem neu erschienenen Bändchen *Dies irae* trug er mit grossem Ernst Gedichte vor, die von der deutschen Schuld handelten und die totale Niederlage als ein Gericht Gottes deuteten. Niemand widersprach ihm.

Und die Berner Studenten? Sie blieben Zuhörer, Statisten, wurden bald aber über die Neutralität ihres Landes ausgefragt, denn auch das neue Deutschland sollte nach der Vorstellung der deutschen Studenten dereinst neutral bleiben. Bewaffnete Neutralität aber? Nein, das nicht. Nie wieder Wehrmacht. Oder dann, schlugen die Franzosen vor, ein neutrales Gesamteuropa mit einer europäischen Armee.

In «Letzte Epiphanie», einem der von Bergengruen vorgetragenen Gedichte, redet Christus die Deutschen folgendermassen an:

«Ich hatte dieses Land in mein Herz genommen.
Ich habe ihm Boten um Boten gesandt.
In vielen Gestalten bin ich gekommen.
Ihr aber habt mich in keiner erkannt.

Ich klopfte bei Nacht, ein bleicher Hebräer,
ein Flüchtling, gejagt, mit zerrissenen Schuh'n.
Ihr riefet dem Schergen, ihr winktet dem Späher
und meintet noch, Gott einen Dienst zu tun.

Ich kam als zitternde, geistgeschwächte
Greisin mit stummem Angstgeschrei.
Ihr aber spracht vom Zukunftsgeschlechte,
und nur meine Asche gabt ihr frei.

Verwaister Knabe auf östlichen Flächen,
ich fiel euch zu Füßen und flehte um Brot.
Ihr aber scheutet ein künftiges Rächen,
ihr zucktet die Achseln und gabt mir den Tod.

Ich kam als Gefangner, als Tagelöhner,
verschleppt und verkauft, von der Peitsche zerfetzt.
Ihr wandtet den Blick von dem struppigen Fröner.
Nun komm ich als Richter. Erkennt ihr mich jetzt?»

Die Rückreise in die Schweiz gestaltete sich wieder recht umständlich. Immerhin erfolgte sie jetzt grossenteils tagsüber und so konnten die Augen sich denn doch auch noch an Bildern unversehrter Landstriche und Dörfer erfreuen. Als könnte die Natur die Verderbnis und Schuld der Menschen überdauern, überwinden. Früh aber wurde es Nacht. Ab dem breisgauischen Freiburg trug eine geheizte Zugkomposition der Schweizerischen Bundesbahnen die Heimkehrer in ihr verschontes Land zurück.

Basel, Barth, Béguin

Basel also, Karl Barth. Dessen Dogmatik-Vorlesung, dessen Seminar mit Calvin-Texten und wöchentlich je einmal abends in kleiner Runde bei ihm daheim Adolf von Harnacks Schrift *Das Wesen des Christentums* (1900) lesend und besprechend.

Harnack? War das denn nicht jener in verschiedenster Hinsicht hochverdiente, deshalb auch berühmteste Theologieprofessor Deutschlands gewesen, dessen liberales Gottesverständnis der junge Barth, eben erst Professor in Göttingen geworden (notabene: ohne doktoriert oder sich habilitiert zu haben), in den frühen Zwanziger jahren vehement angegriffen hatte? Würde er, Barth, mehr als zwanzig Jahre später mit Harnack jetzt wieder und ebenso vehement ins Gericht gehen? Nein, überhaupt nicht, im Gegenteil, er machte sich vielmehr zum Sprecher und Anwalt Harnacks, wodurch er die Studenten veranlasste, dessen Text erst einmal unbefangen und genau zu lesen, ohne Vorurteile. Eine Art sokratischer Methode, deren Absicht es war, die Studierenden selbständig herausfinden zu lassen, wo allenfalls sich in Harnacks Gedankenführung Schwachpunkte zeigten. Ähnlich gestaltete Barth die Arbeit an den Calvin-Texten, die erst einmal ins Deutsche übersetzt werden mussten, was den jeweils dazu aufgeforderten Semi-

narteilnehmer ordentlich ins Schwitzen und Stottern bringen konnte – bis «Carolus magnus» grammatisch und wortklärend nachhalf. Ihm, dem Reformierten, schien das Latein so geläufig zu sein wie einem Gelehrten im Vatikan. Dennoch ist Calvin dem Studenten nie richtig vertraut geworden und immer ein wenig unheimlich geblieben. In der Dogmatik-Vorlesung trug Barth vor stets vollem Auditorium vor, was später in einem Band seiner *Kirchlichen Dogmatik* nachgelesen werden konnte. Seine häufig weit ausholenden, weit dahinschwingenden, einen Sachverhalt einkreisenden Sätze, nicht immer leicht lesbar, offenbarten im mündlichen Vortrag erst recht ihre Musikalität und gleichsam barocke Sinnlichkeit. Dass seine hellblauen Augen oft kurz vom Typoskriptblatt aufsahen und über die vorgerutschte Brille hinweg Blickkontakt mit der Hörschaft herstellten, verriet zudem, wie dialogisch sein magistraler Diskurs angelegt war. Dem Studenten leuchteten insbesondere die Ausführungen über die ihm bisher fremd und rätslig gebliebene Lehre von der dreieinigen Seinsweise Gottes ein. Dass Gott der Eine und auch ein Anderer, ein Dritter sogar noch, in sich selbst also Beziehung, Gespräch, ja Gewaltentrennung und in ihr Liebesaustausch sein könnte, «der in Freiheit Liebende und in seiner Liebe Freie», schien ihm ein Denkbild mit grossem, nicht zuletzt auch politischem Potential zu sein. Zwar missfiel ihm das Männerbündlerische der Trinität, Reflex wahrscheinlich der altkirchlichen Patriarchalisierung, wie sie z.B. auch im Begriff «Kirchenväter» zum Ausdruck kam – als hätte es nie Kirchenmütter gegeben! Gerade sein partielles Missfallen aber regte zu weiterem Nachdenken an, weil Barths Ausführungen ihm neue Denkmöglichkeiten erschlossen, die «das Blendwerk eines abstrakten Monotheismus» vollends und eben

trinitarisch in Frage stellten. Jedenfalls hatte kein protestantischer Theologe der Moderne die alte, die scheinbar unzeitgemässe und überholte Lehre von der göttlichen Trinität so lebendig zu aktualisieren verstanden wie Karl Barth. Kein Wunder, dass gerade er die Schönheit, aber auch Gefährlichkeit der Theologie insgesamt so beredt zu schildern wusste: «Unter allen Wissenschaften ist die Theologie die schönste, die den Kopf und das Herz am reichsten bewegende, am nächsten kommend der menschlichen Wirklichkeit und den klarsten Ausblick gebend auf die Wahrheit, nach der alle Wissenschaft fragt, am nächsten kommend dem, was der ehrwürdige und tiefsinnige Name einer ‚Fakultät‘ besagen will, eine Landschaft mit feinsten und doch immer noch hellen Perspektiven, wie die von Umbrien oder Toscana, und ein Kunstwerk, so wohlüberlegt und so bizarr wie der Dom von Köln oder Mailand. Arme Theologen und arme Zeiten in der Theologie, die das etwa noch nicht gemerkt haben sollten! – Aber unter allen Wissenschaften ist die Theologie auch die schwierigste und die gefährlichste, diejenige, bei der man am ehesten in der Verzweiflung oder, was fast noch schlimmer ist, im Übermut endigen, diejenige, die, zerflatternd oder verkalkend, am schlimmsten von allen zu ihrer eigenen Karikatur werden kann. Gibt es eine Wissenschaft, die so ungeheuerlich und die so langweilig werden könnte wie die Theologie? Der wäre kein Theologe, der vor ihren Abgründen noch nie erschrocken wäre oder der vor ihnen zu erschrecken aufgehört hätte.»

Neben dem Zentralgestirn Barth verblassten die anderen, in ihrem jeweiligen Fachbereich ebenfalls kompetenten, tüchtigen Theologen der Basler Fakultät.

Zu seiner Überraschung war der Student im Vorlesungsver-

zeichnis der Basler Uni auf den Namen Albert Béguin gestossen. Dass dieser (auch noch) Professor in Basel war, hatte er nicht gewusst. Béguin, Herausgeber der *Cahiers du Rhone* in den Editions La Baconnière (Neuchâtel), die in den Jahren der deutschen Okkupation und des Vasallen-Regimes von Vichy neue Werke nicht kollaborierender französischer Autoren (Aragon, Paul Eluard, Elsa Triolet usw.) veröffentlicht hatten. Andere Westschweizer Verlage in Genf, Lausanne und selbst im jurassischen Porrentruy sorgten damals ebenfalls für eine Dennoch-Kontinuität der französischen Literatur jenseits des Zugriffs und der Kontrolle durch Nazi- und Vichy-Zensur. Béguin, Kenner der neueren Literatur sowohl Frankreichs wie Deutschlands, Verfasser einer profunden Studie über *L'Ame romantique et le rêve* (1937), hatte dabei eine wichtige Rolle gespielt. Für Autoren eines nonkonformen Katholizismus wie z.B. Charles Péguy, Georges Bernanos, Julien Green u.a. entwickelte er eine besondere Affinität. 1940 war er selber zur katholischen Kirche übergetreten. Ein hochinteressanter Mann jedenfalls. Sogleich schrieb sich der Student für seine Vorlesung (in französischer Sprache, ach!) über neueste französische Literatur ein. Béguins Erscheinung – blasses Gesicht, schwarz eingefasste Brille, schwarz ebenfalls das Haar und der Anzug – entsprach grosso modo dem Bild, das der Student sich von einem stets etwas übernächtigten Pariser Intellektuellen gemacht hatte. Nur dass Béguin kein Pariser, sondern eben Schweizer, Welschschweizer, war. Wie sich nachträglich herausstellte, war seine Vorlesung die letzte gewesen. Nach dem Wintersemester 1945/46 gab er die wohlbestallte Basler Professur auf und ging als vorerst freier Kri-

tiker nach Paris. Dort übernahm er wenig später als Nachfolger des verstorbenen Emmanuel Mounier die Leitung der ausgezeichneten linkskatholischen Zeitschrift *Esprit*, eines Gegenstücks gleichsam zu *Les temps modernes*, der Zeitschrift Sartres und der Existentialisten.

Im Alumneum an Basels Hebelstrasse, wo der Student mit Kost und Logis anregende, oft auch lustige, ja lausbübische Geselligkeit hatte finden dürfen mit Theologiestudenten aus der deutsch- und der französischsprachigen Schweiz, ebenfalls aber aus Frankreich und sogar mit einem Deutschen, der ohne Pass illegal über die grüne Grenze gekommen war, interessierte sich niemand sonst, auch kein Romand, für Béguins Vorlesung.

Gnade, Eros

Uni Bern wieder. In den Pflichtvorlesungen, Pflichtseminarien rückte jetzt die pastorale Praxis in den Vordergrund: Homiletik, Katechetik, Seelsorge. Ein und derselbe Dozent, seit Jahrzehnten Pfarrer am Münster, Professor bloss nebenamtlich (offiziell: a.o. = ausserordentlich), sollte den angehenden Pfarrern gutes Predigen, gutes Unterrichten und eine gute sogenannte «Seelsorge» beibringen. Ein gewaltiges Drei-Sparten-Pensum! Wie überhaupt konnte es Albert Schädelin, der einzige Barth-nahe Theologe der Fakultät, bewältigen? Was er bot, war jedenfalls nicht in der Mühle des akademischen Wissenschaftsbetriebs zu Fein- und Flugstaub zerrieben worden. Vielmehr waren es körnige Weisheiten und Ratschläge eines erfahrenen, dabei aber selbstkritisch gebliebenen Praktikers. Langfädige Predigteinleitungen, etwa mit vermeintlichen Anknüpfungen an jeweilige Aktualitäten oder vermutete Lebensprobleme der Hörerschaft, missfielen ihm in der Regel. Er war jedoch souverän genug, Ausnahmen von der Regel zu akzeptieren, falls sie ohne Umschweife zum Bibeltext hinführten. Sonst aber sei es vorzuziehen, sofort in diesen hineinzuspringen, die Gemeinde mit seiner ungeahnten, ungewohnten, im Grunde fremden Neuheit zu konfrontieren. Eine Meinung, in der ihn Karl Barths Theologie erst recht bestärkt haben dürfte. Oft

freilich sah er sich veranlasst, rhetorischen Überschwang zu bremsen. In einer Seminarpredigt hatte der Prädikant auf die Atom-bombe hingewiesen und von «apokalyptischen Zeiten» gesprochen. Danach Schädelin: «Wissen Sie, was Sie damit sagen? Haben Sie sich gut überlegt, was ein solches Wort in den Köpfen von Zuhörern, die das Faktum der Bombe nicht zu ändern vermögen, vielleicht anrichten, sie vielleicht zu Fatalisten machen könnte? Eben dies, dass wir Fatalisten werden, will das Evangelium doch wohl nicht.» Im Übrigen liess sich Schädelin nicht nur von Barth, sondern ebenso von Kierkegaard und vor allem von Pascal inspirieren.

Allmählich musste der Student nun auch seine Akzessarbeit abschliessen, die zum Ergebnis kam, dass sowohl Jesus wie Paulus die überall und allezeit gängigen Vorstellungen von irdischen oder himmlischen Belohnungen zwar aufnahmen, doch nur um sie alsbald aufzuheben, emporzuheben zur radikalen Erkenntnis, dass alles Gnade ist, weshalb evangeliumsgemässe Ethik anstatt vom Leistungs- und Lohndenken von der Einsicht «sola gratia» (durch Gnade allein) auszugehen habe. Färbte diese Schlussfolgerung auch auf den Studenten selber ab? Verwundert konstatierte er, dass er, trotz Bangnis vor den Anforderungen eines Pfarramts, dennoch nicht mehr daran dachte, eventuell eine andere Tätigkeit als die eines Gemeindepfarrers auszuüben. Ob überhaupt eine Kirchgemeinde ihn würde wählen wollen, blieb abzuwarten. Wenn nicht und nicht einmal in einem abgelegenen Dorf, wo Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen, in Abländschen etwa, müsste ein Berufswechsel dann sowieso stattfinden. Wechsel in welchen Beruf aber? Freund Höfel, der damals brillianteste

Mitstudent, überraschte eines Tages mit der Ankündigung, er werde das Studium demnächst glorios beenden, hernach aber nicht Pfarrer werden wollen. Zwar gebe es vermutlich kein interessanteres Studium als das der Theologie, doch ihm fehle jeder missionarische Impuls, sein Glaube sei offenbar eben nicht stark genug, um mit ihm andere Menschen anstecken zu können. Höfels Entscheidung verunsicherte den Studenten von neuem. Davon, dass sein Glaube stärker und missionstauglicher gewesen wäre als derjenige Höfels, konnte ja keine Rede sein. Als Journalist oder als Lehrer, zwei Möglichkeiten, die Höfel erwog, vermochte er sich nicht zu sehen, als Lehrer schon gar nicht. Vielleicht nehme ich meine Zweifel zu ernst, sagte Höfel, sagte es lachend, war aber der Meinung, Zweifel sollte man so wenig verdrängen wie die Sexualität. Das sei psychisch ungesund, denn was man unterdrücke, verdränge, breche irgendwann irgendwo wieder hervor, verzerrt dann jedoch, vielleicht sogar monströs, wie Sigmund Freud bekanntlich nachgewiesen habe. Leicht auch werde ein Glaube, der Zweifel kurzerhand abmurkst, zum Aberglauben, der Gott zum Götzen macht. Ähnlich auch Professor Schädelin in der Homiletik: Ein Glaube, der Zweifel nicht zulässt, macht rechthaberisch und realitätsblind – aufgepasst also! Vergesst bei der Predigtvorbereitung nie, dass ihr selber arme Zweifler seid, die möglichst liebevoll überzeugt werden müssen.

Apropos Verdrängungen: Während einiger Zeit sorgte ein Mädchen dafür, dass der Student seinen Lusttrieb nicht verdrängte. Eigentlich war Vreni bereits eine junge Frau mit schulterlangem schwarzem, wohlduftendem Haar. Sie arbeitete als Coiffeuse in einem Damensalon. «Du kannst dir nicht vorstellen», erzählte sie, «was Kundinnen so alles von ihren Männern oder Liebhabern

unter der Haube ausplaudern, so Intimes oft, dass selbst ich mich oft für sie geniere.» Vreni mit den aparten Grübchen in beiden Wangen, mit leichthin aus den Hüften schwingendem Gang. Ach, und ihre Zärtelgriffe, ihre Zungenspiele! Da sie beide noch bei den Eltern wohnten, blieb ihre Zweisamkeit nachmittags eine Feld-, Wald- und Wiesen-, nachts eine Parkbank-liebe, die gelegentlich damit endete, dass sie einander zu einem wohligh entspannenden Orgasmus verhalfen – wofür erst später das Wort «Petting» aufkam (noch gab es die Verhütungspille nicht). Höfel, dem er andeutungsweise davon sprach, frotzelte, einen Examinator nachahmend: «Und in welchen theologischen Kontext ordnen Sie Ihre sexuellen Probeläufe ein, Herr Kandidat?» – «In die angewandte Schöpfungslehre», antwortete dieser prompt und von sich selber überrascht. «Gut, sehr gut, Sie haben bestanden. Gratuliere. Werden Sie doch weiterhin in dieser Richtung forschen wollen?» – «Werde ich, ja.»

Warum war die Vreni-Episode etwa drei Monate später plötzlich beendet? Eros, der launenhafte Knabe? Dennoch, meinte Höfel, hält gerade er die Welt zusammen. Auch glaubte er zu wissen, Mohammed scheine ein hochbegabter Erotiker gewesen zu sein. Warum nicht auch Jesus? Von Paulus, so Höfel, könne man sich das weniger vorstellen. Wie dem auch immer sein mochte: Vielleicht war, was Eros gemeinhin als frivoler Leichtsinn angekreidet wird, oft nicht ohne Logik, Kryptologik gewissermassen. Dem Studenten jedenfalls schien es, diese führe ihn immer erkennbarer jener elfenhaft leichten Langenthalerin entgegen, mit der er flüchtige Kontakte aufrechterhalten hatte. Ihre schlanke Gestalt, ihr

warm lächelnder Blick tauchten stets häufiger in seinen Träumen auf, rückten von da auch in seine Taggedanken vor.

Ausgerechnet in Langenthal fand eines schönen Sommersonntags dann der jedes Jahr in einem anderen Berner Dorf abgehaltene Altherrentag der Concordia statt. An ihm gab die Einführung der bislang nur von den Linken geforderten, jetzt aber und unter dem Eindruck der sozialen Solidarität während der Kriegsjahre auch von Bürgerlichen befürworteten, obligatorischen Altersversicherung viel zu reden. Bald schon hielt es den Studenten jedoch nicht mehr länger im Kreis der diskutierenden und bechernden Freunde. Ihn zog's mit aller Macht zum Chalet mit dem neckischen Türmchen an der Jurastrasse. Ob Hanni aber überhaupt zu Hause sein würde? Sie war. Und fast schien es, als hätte sie ihn erwartet.

Wegstück mit Abschweifungen

Durch die Gassen, Strassen unversehrter Schweizer Städte flanieren jetzt häufig kaugummikauende US-Soldaten (GIs), Angehörige meistens der amerikanischen Besatzungstruppen in Deutschland auf Urlaubstour. Gegen die Anwesenheit ausländischer Soldaten in Uniform hatte niemand mehr etwas einzuwenden, im Gegenteil, sie wurden freudig begrüsst und umworben als Vorboten wirtschaftlich wieder prosperierender Zeiten. Nach Jahren oft existenzruinierender Flaute begannen Gastwirte, Hoteliers, Uhren- und Souvenirhändler wieder rentable Geschäfte zu machen. Als bei den transatlantischen Gästen besonders beliebt erwiesen sich überraschenderweise die Sackmesser der Schweizer Armee. Am meisten freilich überraschte das lockere, nonchalante Auftreten der GIs, was zumal Wehrmänner verwunderte, die einst noch nach deutsch-preussischem Muster erzogen, wenn nicht gar gedrillt und jedenfalls zu strammem Gehabe in der Öffentlichkeit angehalten worden waren. Solange Hitlers Armeen gesiegt hatten, war deren Verständnis des «Soldatischen» Leitbild auch eidgenössischer Ausbilder gewesen. Vor allem natürlich hiess man die GIs nunmehr als Europas Befreier willkommen, die wie nebenbei auch die Schweiz aus prekärer Lage erlöst hatten. Dass die Rote Armee hierbei ebenfalls entscheidend mitbeteiligt gewesen war,

unter Entrichtung eines gewaltigen Blutzolls, wurde eher verdrängt. Höchstens die kommunistische Partei der Arbeit (PdA) und Linksozialisten versuchten, diese Tatsache im öffentlichen Bewusstsein wachzuhalten, ohne nachhaltigen Erfolg. Überdies konnten Sowjetsoldaten keine Urlaubstage in der Schweiz verbringen. Dazu fehlte ihnen nebst der Einwilligung ihrer Führung wohl auch das nötige Kleingeld. So kam es mit ihnen zu keinen Begegnungen. Die Präsenz der Amerikaner hingegen leitete die allmähliche Amerikanisierung des helvetischen Alltags ein. Entgegen früherer Befürchtungen begann die Schweizer Wirtschaft zu boomen. Keine Rede von Krise, Arbeitslosigkeit und sozialen Verwerfungen wie nach dem Ersten Weltkrieg. Vielmehr wurde bald einmal der Mangel an Arbeitskräften zum Problem.

Im März 1946 hatte Winston Churchill in einer Rede erstmals vom «Eisernen Vorhang» gesprochen, der zwischen West- und Osteuropa niedergehe. Eben noch hatte man auf dauernden Frieden wenigstens in Europa gehofft. Drohte mit einem Mal ein neuer Krieg, jetzt zwischen den westlichen Siegermächten und der Sowjetunion, die Mittel- und Osteuropa besetzt hielt und politisch umkremelte nach dem Vorbild ihrer eigenen «Diktatur des Proletariats»? Dazu kam es jedoch nicht, wohl aber zum «Kalten Krieg». Die eidgenössischen Behörden rieten immerhin, die Notvorräte an Nahrungsmitteln, die anzulegen und à jour zu halten während der Kriegsjahre jede Haushaltung verpflichtet gewesen war, nicht etwa zu liquidieren, sondern weiterhin zu hüten und periodisch zu erneuern. Offenbar trauten sie dem Frieden, vor allem aber Stalin nicht.



Für das Frühjahr 1947 hatte der Student sich zu den theoretischen Abschlussprüfungen angemeldet. Schliesslich wollte er seinen geduldigen Eltern nicht zumuten, noch lange für ihn aufkommen zu müssen. Zwar glaubte er, noch keineswegs gründlich genug studiert zu haben und eine Zukunft als ewiger Student erschien ihm hie und da durchaus erstrebenswert zu sein. Andererseits aber sagte er sich: Kann, ja muss ich nicht gerade als Pfarrer dereinst weiterstudieren, ohne damit den Eltern zur Last zu fallen? Ausserdem schreckten ihn die zwei, drei Kommilitonen anderer Fakultäten ab, die als ewige Studenten bekannt waren und deren Gegenwart an der Alma Mater nur noch spöttisch belächelt wurde, da sie zusehends vertrottelten. Nein, das nicht. Entschlossen also den Studienabschluss anpeilen! Nochmals Griechisch und Hebräisch büffeln, dazu Einsicht nehmen, zunächst gutwillig, bald allerdings verärgert und nur noch flüchtig, in Lehrbücher der praktischen Theologie. Welch langweilige, wenig hilfreiche Lektüre voller Banalitäten! Lieber hielt er sich an Albert Schädelins lebensnahe Vorlesungen und Seminarübungen.

Zum Glück gab's nebenher anregendere, aufregendere Lektüren. Vor allem beglückte den Examenskandidaten die von Carola Giedion-Welcker 1946 im Berner Verlag Benteli herausgegebene Gedichtsammlung *Poètes à l'Ecart – Anthologie der Abseitigen*. Der widrigen Zeitumstände wegen ist sie im deutschen Sprachraum damals, aber auch später nur wenigbeachtet worden. Für den Studenten war sie eine wundersame poetische Fundgrube. In ihr entdeckte er z.B. Paul Scheerbar, einen wilden Phantasten, der 1897 in einem Gedicht, das mit den Ausrufen «Kikakoku! Ekoralaps!» beginnt, alle späteren Lautgedichte der Dadaisten vor-

wegnahm. Der-selbe Scheerbart hatte bereits 1909 (!) eine Flugschrift verfasst über «Die Entwicklung des Luftmilitarismus», die mit ausschweifender Phantasie, dennoch aber verblüffend ahnungsvoll die folgenschwere Veränderung der bisherigen Kriegsführung durch die Aviatik vorhersagte. Ein «Abseitiger» fühlte kommen, was seine Zeitgenossen (auch die Theologen) sich noch nicht einmal im Traum vorzustellen vermochten. Jedenfalls bewahrte die Anthologie den Examenskandidaten vor geistiger Eingleisigkeit, lüftete sein Gehirn wohltuend aus, unter anderem mit vielerlei überraschenden Bildern und Formulierungen: «Ein Bündel Mond erreichte mein Gesicht / um 3 Uhr nachts, ein Quantum Butterlicht ...» (Ferdinand Hardekopf). Und wie, ach, müsste ein Pfarrer sich verhalten, der sich konfrontiert sähe mit dem Bestattungswunsch von Germain Nouveau (1852-1920), Freund einst von Arthur Rimbaud und während der letzten drei Jahrzehnte sein Leben als wandernder Bettler fristend?

«Pas de linceul, pas de chemise,
Puisqu'il faut que je vous le dise,
Nu, tout nu, mais nu tout entier.»
(Dernier Madrigal)

Ist Nouveaus letzter Wunsch trotz seiner Sitten- und Reglements-widrigkeit erfüllt worden? Frau Giedion-Welckers Kurzbiographie verriet es nicht. Im Kapitel «Abdankungen» der praktischen Theologie kam kein ähnliches Fallbeispiel vor. Im Kanton Bern war aber davon auszugehen, dass Bestattungs- und Friedhofsreglemente auch für Bettler und Poeten zu gelten haben.

Und dann das Examen. Eher mittelmässig der Notendurchschnitt, Hauptsache aber: Bestanden! Später würde wohl niemand mehr nach Prüfungsnoten fragen, zumal der Student, anders als etwa Ruedi Bohren, seit der Gymnasiumszeit sein Freund, keine akademische Karriere anzupfeilen gedachte. Zwei Tage nach Prüfungsschluss brachte das damals renommierte Zürcher Schauspielhaus das erste Bühnenstück Fritz Dürrenmatts, des einst zeitweiligen Klassengefährten, zur Uraufführung. Grund genug, um zusammen mit Hanni, der ihm nun immer lieber werdenden Freundin, in die Limmatstadt zu fahren. *Es steht geschrieben* hiess die von Kurt Horwitz inszenierte, ebenso bunte wie auch ziemlich tumultuöse Szenenfolge mit Gustav Knuth und Heinrich Gretler in den Hauptrollen. Bildmächtig, mit viel pathetischer Rhetorik aufgeladen, verlebendigte sie einfallsreich den einst gescheiterten Versuch der Wiedertäufer, im westfälischen Münster das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen. Den Zuschauern sollte es dabei nicht verwehrt sein, etwaige Parallelen zur Gegenwart zu entdecken. Schliesslich sprang der Tumult von der Bühne ungeplant auf das Publikum über. Pfiffe, Buhrufe, Proteste – «Aufhören! Aufhören!» – zuerst, dann standen bald immer mehr Leute abrupt auf und verliessen das Parkett fluchtartig, die Türen hinter sich zucknend. Als der aufs Rad geflochtene Knipperdollinck sein Sterbebet, welches das Drama beendete, mit dem Pathos letzter Verzweiflung himmelwärts schrie, hatte sich der anfänglich vollbesetzte Zuschauerraum halb geleert:

«Senkrecht steigt meine Verzweiflung zu Dir,
eine lodernde Flamme,
und die Qual, die mich zerfleischt,
und der Schrei meines Mundes,
der sich Dir entgegenwirft,
und der nun zu Deinem Lobe verklingt,
denn alls, was geschieht,
offenbart Deine Unendlichkeit, Herr!
Die Tiefe meiner Verzweiflung ist nur ein Gleichnis
Deiner Gerechtigkeit,
und wie in einer Schale liegt mein Leib auf diesem Rad,
welche Du jetzt mit Deiner Gnade bis zum Rande füllst!»

Das Restpublikum stand auf, schmähend, pfeifend, eilig davonlaufend die einen, umso heftiger applaudierend und ausharrend die andern, unter ihnen, versteht sich, der Student und seine Freundin. Die Schauspieler verbeugten sich mehrere Male, mit ihnen und artig ungelent, auch Dürrenmatt.

Noch immer aufgekratzt von den Tumulten auf der Bühne und im Parterrepublikum fuhr das Paar mit dem Nachtzug, dem «Lumpensammler», nach Langenthal respektive Bern zurück. Die von Autor und Bühnenbildner bizarr heraufbeschworene Wiedertäuferstadt Münster weckte im Studenten wieder die Erinnerung an die westfälische Ruinenstadt, die er, zwischen hohen Schuttbergen umherirrend, an der vorletzten Jahreswende durchstreift hatte. Münster in den Reformationswirren, Münster nach der Zerschlagung des Dritten Reichs: Bilder je eines geschichtlichen Zusammenbruchs, zwei durch Menschenwahn ausgelöste, von Gott nicht verhinderte, von ihm als Gericht vielleicht sogar gewollte Unter-

gänge, Teilapokalypsen. Oder Selbstenthüllungen einer Welt, in der sowohl ihr Schöpfer wie seine Menschengeschöpfe immer wieder katastrophisch scheitern? Dürrenmatts Drama freilich hatte keineswegs perspektivlos nihilistisch geendet. Der Student war im Gegenteil überzeugt, ein ausgesprochen protestantisches Bühnenstück gesehen zu haben und frohlockte sogar: Warum, wenn schon christliches Theater, nur immer diese katholisch-barocken Welttheater und Schauspektakel von Calderon bis Claudel? Endlich, Leute, gibt's jetzt auch protestantisch-barockes Welttheater, notabene ohne puritanischen Beigeschmack! Hatte Dürrenmatt am Ende Barth gelesen, dessen *Römerbrief* vielleicht mit seiner expressiven, fast schon expressionistischen Diktion? In diesem Frühwerk hatte Barth nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs neue und radikale Glaubenskonsequenzen zu ziehen versucht. Ähnlich jetzt, aber auf seine eigene Weise, Dürrenmatt nach der zweiten Jahrhundertkatastrophe? Nach- und Nachtgedanken im «Lumpensammler» mit nur wenigen halb oder ganz schlafenden Passagieren im Raucherabteil.

So weit der Student in den nächsten Tagen feststellen konnte, löste die Uraufführung in der Presse ein ebenso geteiltes Echo aus wie im Publikum des denkwürdigen Abends. Dass die theologische Dimension des Stückes von den Zeitungsschreibern aber wenig oder überhaupt nicht beachtet wurde, verwunderte ihn denn doch. Dem Zeitgeist, auf Existentialismus/Atheismus eingependelt, schien das ungestüme Drama von Gottes Gericht und Gnade offenbar nicht genehm zu sein. In einer Zürcher Zeitung war sogar die billige Namensverhöhnung zu lesen: «Nicht dürr und matt ist der Fritz, sondern hölzern und ungehobelt.» Doch selbst noch sol-

cher Hohn verriet indirekt, dass die Pfauenbühne eine Art Elementarereignis vermittelt hatte, den Ein- und Aufbruch von etwas unerwartet Neuem. Jedenfalls hatte nicht bloss Zürich, sondern das deutschsprachige Theater der Nachkriegszeit seinen ersten veritablen Skandal erlebt.

Zwischenzeitlich

Die Kirchgemeinde Bern-Nydegg hatte Dr. Emil Blum, einen ihrer Pfarrer, im Sommer 1945 für zwei Jahre beurlaubt. Im Auftrag der Ökumenischen Kommission für die Pastoration der Kriegsgefangenen (Genf) kümmerte er sich um Aufbau, Förderung und Betreuung evangelischer Gemeinden in den über Frankreich hin verstreuten Lagern für deutsche Kriegsgefangene. Zwei Jahre nach Beendigung des Krieges lebten noch immer Aber- und Abertausende Kriegsgefangene in Barackenlagern. Von ihnen meinte der Student in Berns Zeitungen nie etwas gelesen zu haben. Hatte er entsprechende Berichte vielleicht übersehen? Wie auch immer: Blum kehrte wieder nach Bern zurück. Als sein Nachfolger hatte in Paris der deutschsprachige Genfer Pfarrer Max Pfister die Arbeit aufgenommen. Blums Frau Suzanne, verantwortlich für die kleine Büroequipe in der Avenue Poincaré, war noch in der Seinstadt geblieben. Unter Berner Theologiestudenten suchte Blum jemanden, der sie ablösen konnte. Schliesslich wandte er sich an den Studenten. Diesen lockte die Aussicht auf einen Jahresaufenthalt in Paris. Nach einigen Abklärungen sagte er zu. Eigentlich sollte er jetzt, zwischen theoretischem und praktischem Abschlussexamen, das sechsmonatige Lernvikariat in einer ländlichen Kirchgemeinde absolvieren. Fakultätsdekan und Synodalrat

aber bewilligten, wahrscheinlich auf Blums Empfehlung hin, den Abstecher nach Paris und reduzierten zugleich das danach fällige Vikariat auf vier Monate. Allein, der Student war kein Tourist. Also musste in Paris eine Arbeitsbewilligung und überdies von militärischer Stelle auch eine Besuchserlaubnis, gültig für alle Kriegsgefangenenlager, eingeholt werden. Trotz persönlicher Interventionen der energischen Suzanne Blum bei den zuständigen Stellen zog sich das länger hin als erwartet. Bürokratische Umständlichkeiten offenbar.

Was inzwischen tun? Französischsprachige Zeitungen lesen zwecks Auffrischung und Aktualisierung der im Gymnasium mehr schlecht als recht erworbenen Französischkenntnisse. Daneben ein Lektüreveruch mit dem Roman *Das unauslöschliche Siegel* der deutschen und katholischen Autorin Elisabeth Langgässer. Lobende Kritiken hatten die Neugier des Studenten geweckt. Sie sprachen von einem kühnen, avantgardistischen Werk auf dem Niveau des *Ulysses* von James Joyce. Mehr und mehr enttäuschte, ja langweilte ihn die symbolische Tiefgründelei Langgässers jedoch, bis er die zweite Hälfte des Romans bloss noch diagonal überflog.



In Bern hatte ein Entscheid der Münsterkirchgemeinde für einige Empörung gesorgt. Der Kirchgemeinderat untersagte weitere Offiziersbrevetierungen im Münster. Und das nach Jahren fast einhelliger Wehrbereitschaft im Aktivdienst und im zivilen Leben! Allein, der militärische Ritus der Brevetierung mit feierlicher Aushändigung des Offiziersdolches an die Aspiranten dürfe, so die Begründung des Entscheids, nicht zur religiösen Weihe über-

höht werden, gehöre in ein staatliches und nicht in ein kirchliches Gebäude. In den Zeitungen und an den Stammtischen war alsbald von einem antimilitärischen, antipatriotischen Beschluss die Rede, von Untergrabung des Wehr- und Widerstandswillens gegen die sowjetische Expansion. Da und dort war sogar das Wort «Landesverrat» zu hören. Der als Kirchendirektor zuständige Regierungsrat Markus Feldmann teilte grosso modo dergleichen Meinungen, fand zu seinem Bedauern jedoch keine gesetzliche Handhabe, um den Entscheid umstossen zu können. Nach seiner und der Meinung vieler steckten hinter dem Ärgernis die «Barthianer» auf der Münsterkanzel, Albert Schädelin und Walter Lüthi. Die Erwartung, die traditionell eher konservative Münstergemeinde werde in einer Kirchgemeindeversammlung auf den Beschluss zurückkommen wollen, erfüllte sich überraschenderweise nicht. Im Gegenteil: Wenn sonntags Schädelin oder Lüthi predigten, war das Münster womöglich noch besser besucht als zuvor schon und zuweilen fanden etwas zu spät Kommende keinen Sitzplatz mehr. Ja, sagte nicht ohne Stolz ein älterer, sonst durchaus bürgerlich gesinnter Angehöriger der Münsterkirchgemeinde, wir haben auf unserer Kanzel zur Zeit zwei besonders vollmächtige Prediger des göttlichen Worts. Gerne pflichtete der Student ihm bei. Am Stammtisch der Concordia verteidigte er, so gut er konnte, den Entscheid der Münstergemeinde und die beiden «Barthianer». Der einmal ausgelöste Grundsatzkonflikt schwelte lange noch weiter und eskalierte schliesslich zum schweizweit diskutierten Berner Kirchenstreit, der erst mit der Wahl des ingrimmigen Barth-Gegners Feldmann in den Bundesrat wieder abflaute.



Das von den Deutschen gedemütigte, von den Amerikanern befreite, dank Charles de Gaulle wieder selbstgewisser gewordene Frankreich markierte auch in Bern kulturelle Präsenz, z.B. durch Jean-Paul Sartre. Im vollbesetzten Saal der Schulwarte hatte er – zum wievielten Male? – seinen Vortrag *L'existentialisme est un humanisme* gehalten, eine popularisierende Zusammenfassung seiner Philosophie. Den Studenten hatte vor allem die äussere Erscheinung des rasch berühmt gewordenen Mannes verblüfft: kleinwüchsig und eher rundlich, rötlich das Haar, hinter den Brillengläsern höchst irritierende Schielaugen. Alles andere als ein Apoll. Aber soll nicht auch Sokrates ziemlich hässlich gewesen sein? Vom Vortrag hatte der Jungtheologe wenig begriffen, nicht so sehr wegen der französischen Sprache als wegen der ihm unvertrauten, offenbar von Heidegger inspirierten Terminologie. *Sein und Zeit* hiess Heideggers Hauptwerk, *L'Être et le Néant* dasjenige Sartres, das ohne Zensurschwierigkeiten im deutschbesetzten Paris hatte erscheinen können.

War Sartre ein Résistant gewesen? Eine Frage, die sich bei Josephine Baker erübrigte. Von ihr, die in der Zwischenkriegszeit als Nackttänzerin und «schwarze Venus» Furore gemacht hatte, war allgemein bekannt, dass sie, eine Wahlfranzösin amerikanischer Herkunft, in der Résistance aktiv gewesen war. Ihr Auftritt, jetzt als Sängerin und züchtig gewandet, im Berner Kursaal geriet zu einer Sympathiekundgebung für das wiederauferstandene Frankreich. Als sie, vom Orchester Jo Bouillon begleitet, ihr Lied «J'ai deux amours, mon pays et Paris» mit Emphase gesungen hatte, brach der Saal in Jubel aus und das Publikum erhob sich zu einer stehenden Ovation, die sie ebenso wie allerlei Blumensträus-

se mit strahlender Anmut entgegennahm und sich mit dem Singen der Marseillaise dafür bedankte, was erst recht Begeisterung auslöste.

Jetzt aber liess Frankreich den Studenten warten. Was also tun?

Schon in den zwanziger Jahren war sein Vater Autofahrer, Besitzer eines amerikanischen Pontiac und Mitglied des ACS (Automobil-Club der Schweiz) geworden. An manchen Sonntagnachmittagen chauffierte er seine Familie auf oft noch ungeteerten Strassen über Land oder zu einem Zvieri-Besuch zu seinen Geschwistern in Lyss und Kallnach, gerne auch nach Hünibach bei Thun, wo eine Schwester der Mutter mit ihrem Mann Ernst Weibel und zwei Töchtern lebte. Noch vor 1939 hatte ebenfalls der ältere Bruder die Fahrprüfung bestanden. Und jetzt meinte Emil Blum, im Hinblick auf die Tätigkeit des Studenten in Paris wäre es vielleicht nützlich, wenn er Auto fahren könnte. Also weihte ihn der Vater ins ABC des Autofahrens ein und brachte ihm jeweils nach dem Abendessen in der nahen Bolligenallee die nötigen Handgriffe und Pedalbedienungen bei, liess ihn pian-piano bald auch fahren und steuern, was wenig riskant war, ging es in der Allee doch schön geradeaus, nur selten tauchte ein anderes Auto auf. Geriet der Wagen einem der altehrwürdigen Bäume allzu nahe, griff der Vater kurskorrigierend rasch ans Steuerrad. Nie aber schimpfte er. Und bald einmal schickte er den Anfänger zu einem konzessionierten Fahrlehrer. Jetzt wurde es ernst. Eh er sich's recht versah, musste er den Wagen des Lehrers schon mitten durch den Verkehr der Innenstadt steuern.

Zwar war dieser noch relativ bescheiden, dafür aber chaotisch, ohne Ampeln, ohne Leitlinien und Leitzeichen auf dem Asphalt, ohne Fußgängerstreifen auch. Man musste höllisch aufpassen. Dabei merkte der Fahrschüler erneut, wie einäugig er im Grund war, wie eingeschränkt sein Gesichtsfeld. Das verunsicherte ihn denn doch und so war er erleichtert, als plötzlich die Papiere aus Paris eintrafen und er binnen einiger Tage reisen konnte. Die nun mit Macht einsetzende Automobilmachung der Gesellschaft fand jedenfalls ohne seine Beteiligung statt.

Valbonne

In Paris hatte Suzanne Blum für ihren Nachfolger ein recht komfortables geräumiges Zimmer ausfindig gemacht. Die Erststockwohnung in einem kurzen Gässlein des 16. Arrondissements (Passy) gehörte einem Ehepaar, das sich, aus Algerien zurückgekehrt, eines behaglichen Rentnerdaseins erfreuen durfte. Welcher Tätigkeit der Gatte in der französischen Kolonie nachgegangen war, brachte der Student nicht in Erfahrung. Er war zu schüchtern, wohl auch zu wenig neugierig und hütete sich davor, mit vielleicht unerwünschten Fragen möglicherweise aufdringlich zu wirken. Wohnung und Zimmer waren kaum zehn Gehminuten von den Büros und Lagerräumen der Kommission für die Pastoration Kriegsgefangener an der Avenue Poincaré entfernt.

Noch ehe der Student sich in der neuen Umgebung und Tätigkeit hatte zurechtfinden können, sass er im kleinen schwarzen Citroën Max Pfisters, der mit ihm durch halb Frankreich südwärts brauste. Das schöne Frankreich, la douce France, mit seinen sanften Landschaften und charaktervollen Dörfern, Städten flog hochsommerlich an ihnen vorbei. In einem Kleinhotel des Städtchens Pont Saint-Ésprit im Département Gard warteten zwei reservierte Zimmer auf die beiden von der langen Fahrt Erschöpften. Der Ortsname «Brücke des Heiligen Geistes» lud die noch etwas Be-

nommenen beim späten Nachtessen zu allerlei Spekulationen ein. Unter den biblischen und dogmatischen Merkmalen des Heiligen Geistes gab es ihres Wissens keine, die auf eine Brückenfunktion hätten hinweisen können, begreiflicherweise, sind Brücken doch schwere Massivbauten. Dennoch spielten sie, bevor sie todmüde in ihre Eisenbetten sanken, noch ein bisschen mit dem Gedanken an einen Gottesgeist, der Brücken baut oder Brücke wird, die Getrenntes – ökumenisch? – zu verbinden vermag. Konkret verdankt das Städtchen seinen Namen der altehrwürdigen Brücke, die hier die Rhone überspannt. Den zwei Schweizern diente das kleine Hotel während der kommenden Woche bloss als Nachtquartier. Tagsüber nahmen sie im etwa 10 Kilometer entfernten, in einem kleinen Cevennental gelegenen Valbonne an der Generalkonferenz der deutschen Lagerpfarrer teil. Dass diese, Kriegsgefangene immerhin, mit der Bahn frei durch Frankreich reisen konnten, mit entsprechendem Ausweis natürlich, verwunderte den Studenten. Auch stellte sich alsbald heraus, dass diese «Pfarrer» mehrheitlich nicht etwa studierte Theologen waren, sondern engagierte «Laien». Die konventionelle Standesschranke zwischen diesen und jenen schien in den Lagern gefallen zu sein. Im pastoralen Dienst der «Laien» kam, durch die Umstände bedingt, nicht nur das urprotestantische Prinzip des Priestertums aller Gläubigen neu zur Geltung, in ihm zeichnete sich auch schon jene Bewegung ab, die später die deutschen evangelischen Kirchentage prägen sollte. Feldprediger-Offiziere der Hitlerschen Wehrmacht blieben vom Seelsorgerdienst in den Lagern ausgeschlossen, wären von den Kriegsgefangenen wohl auch nicht mehr akzeptiert worden.

Die kleine Siedlung Valbonne, «gutes Tal», war jahrhundertlang ein Karthäuserkloster gewesen, mit Gutshof und Nebengebäuden. 1926 hatte eine von protestantischen Christen lancierte Hilfsaktion für Opfer von Tropenkrankheiten die nach der Vertreibung der Mönche zerfallene, verödete Siedlung übernommen. In ihr fanden Leprakranke (Aussätzige) eine Heimstätte mit fachkundiger Pflege und Betätigungsmöglichkeiten in einem milden Klima. Die Patienten, Patientinnen kamen vorwiegend aus afrikanischen Kolonien. Auch in Frankreich aber gab es an die 3'000 Leprakranke. Krieg und Vichy-Regime beraubten Valbonne jedoch jäh aller Existenzmittel. Der letzte kontinentale Zufluchtsort für Leprakranke musste seinen Betrieb einstellen. Bestenfalls fanden die Kranken Unterkunft und Schutz bei Familien in den Cevennen. Schlimmstenfalls fielen sie der faschistischen Ausmerzungen «lebensunwerten Lebens» zum Opfer. Nach der Befreiung Frankreichs wurde unverzüglich wieder mit dem Neuaufbau Valbonnes begonnen. Die Militärbehörden stellten dafür ein Kommando von 100 deutschen Kriegsgefangenen zur Verfügung, vor allem Fachleute: Architekten, Ingenieure, Maurer, Installateure, Landwirte. Manche von ihnen erlebten hier erstmals, was praktische Nächstenliebe und christliche Glaubensgemeinschaft zu bedeuten und zu bewirken vermag. Finanziert wurde die Zusammenkunft der Lagerpfarrer von der evangelisch-lutherischen Synode von Missouri/USA, die zwei liebenswürdige, wenn auch erzkonservative Theologieprofessoren an die Tagung entsandte. Die Grosszügigkeit ehemaliger «Feinde» beeindruckte die deutschen Konferenzteilnehmer, nicht weniger aber auch die Hilfsbereitschaft französischer Militärstellen sowie der Aumônerie Militaire

Protestante in Paris, der auch der deutsche Dekan aller Lagerpfarrer, ebenfalls ein Kriegsgefangener, angehörte.

In Plenumsdiskussionen und kleinen Arbeitsgruppen besprach die Konferenz Probleme des Gefangenenalltags, darüber hinaus aber auch die Möglichkeiten eines zukünftigen kirchlichen Engagements für den Frieden. Das 1945 von Martin Niemöller verlangte Schuldbekenntnis der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) löste noch immer kontroverse Echos aus mit seiner Aussage: «Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden.» Dem hielten manche das Leid entgegen, das alliierte Flächenbombardements und Massenvertreibungen aus Ostgebieten über ihre Familien gebracht hatten. Einer gegenseitigen Schuldaufrichtung gegenüber hielt Dekan Lindner jedoch entschlossen an der Tagesdevise fest: «Unter Gottes Gericht». Womit er sich nicht nur Freunde machte, aber doch Respekt verschaffte. Auch Gastreferenten waren angereist. Neben Vertretern der reformierten Kirche Frankreichs stellte sich Reinhold von Thadden, nachmaliger erster Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentags, den vielen Fragen der Lagerpfarrer. Aus Bern war Gertrud Kurz gekommen, die schweizerische «Flüchtlingsmutter». Mit ihrer mitfühlenden, mütterlichen Art verstand sie es, lebhaftes Interesse für konkrete Friedensarbeit zu wecken. Bei alledem galt für den Studenten nur eins: Hören, zuhören! Für ihn war ja das meiste sehr neu. So etwa erfuhr er, dass die Gefangenen jetzt häufig nicht mehr in Lagern festgehalten wurden, sondern bei französischen Bauern, Handwerkern oder in karitativen Institutionen zu Billigstlöhnen, aber relativ frei arbeiten durften. Hierbei lernten vor allem jüngere, familiär noch nicht

gebundene Deutsche einheimische Frauen und französische Lebensart zu schätzen. Nicht wenige erwogen, nach der Entlassung in Frankreich eine neue Existenz aufzubauen. Scheinbar legten die französischen Behörden einer solchen Integration keine Hindernisse in den Weg. Kündete sich da im Kleinen bereits das kommende neue Europa an? Die grosse Mehrheit der Gefangenen blieb freilich von der Frage umgetrieben: Wann geht's nach Hause?

Unter den Lagerpfarrern gab es eindrucksvolle, in ihrer Haltung und Intelligenz vorbildliche Männer, allerdings auch einige kleinkariert gebliebene Frömmeler. Einer von ihnen, einst freikirchlicher Hilfsprediger, fragte den Studenten, den er während der Siesta im Baumschatten eine Gauloise rauchen sah, ob er denn nicht bekehrt sei? Vom Heiland Bekehrte rauchten nämlich nicht. Ein bisschen fühlte der Raucher sich zwar ertappt, als armes Sünderlein. Andererseits wusste er aber, dass just freikirchliche Gemeinschaften sich den Nazis gehorsam angepasst und in den Gottesdiensten für Führer und Wehrmacht gebetet hatten. Schliesslich war ja Hitler Nichtraucher. Der Student war jedoch zu wenig beherzt, um dies dem Hilfsprediger prompt vorhalten zu können. Der lächelte süss: «Ich werde für Sie beten, Bruder.»

Mehr und mehr und auch während der Rückfahrt nach Paris plagten den Jungtheologen Zweifel, ob er in der Pastoratskommission überhaupt an den richtigen Platz geraten sei und, als Grünschnabel, der Rolle eines Büroleiters gewachsen sein werde. Dem ihm vorgesetzten Max Pfister konnte er seine Beunruhigung nur vorsichtig andeuten. Er hatte inzwischen gemerkt, dass Pfister mit seinen Gedanken oft ganz anderswo weilte. Wo denn? Das fand

er während der Pariser Zeit nie heraus. Da Max ihm aber nie Vorschriften machte, ihn vielmehr tun liess, was er und die Büroequipe für richtig hielten, forschte er dem Rätsel nicht weiter nach.

Paris: Die Büroequipe

Die Probe aufs Exempel, ob er überhaupt dazu taugte, eine Büroequipe zu leiten, blieb dem Studenten erspart. Es gab nichts zu leiten oder gar zu führen, die eingespielte Equipe funktionierte ganz von selbst, hätte dies auch ohne ihn getan, ebenfalls wohl ohne Max Pfister, der sich an der Rue Poincaré eher selten sehen liess.

Die kleine Equipe: Neben einer etwas distanziert bleibenden Halbtagssekretärin bestand sie aus Frau Lindbom, einer lebenslustigen Schwedin reiferen Alters, von der angenommen werden durfte, dass sie einen Liebhaber hatte, vielleicht sogar seinetwegen nach Paris gekommen war, sowie dem bleichen Herrn Seckel, vornehmlich für die Finanzen zuständig, damit auch für die Lohnauszahlungen. Geldtransfer von Genf nach Paris schien noch nicht immer hindernisfrei zu klappen, doch allemal fand Herr Seckel irgendeinen Weg, um Bankschwierigkeiten oder bürokratische Komplikationen schliesslich doch zu überwinden. Ihm, dem christlichen Juden, hatten die Zeitläufte schlimm mitgespielt. Aus Hitlerdeutschland war er nach Paris geflüchtet und nach dem Einmarsch der Deutschen in die Vichy-Republik. Dort fiel er frankofaschistischen Schergen in die Hände und war im berüchtigten Lager Gurs interniert worden. Über all dies mochte er nicht mehr

sprechen. Frau Lindbom jedoch kannte seine Leidensgeschichte. Beide waren sie von Anfang an im Kommissionsbüro mit dabei gewesen, weshalb ihnen ihre «Kunden», die Lagerpfarrer, und deren Bedürfnisse, freilich auch deren Ecken und Kanten wohlvertraut geworden waren. Zur Equipe gehörte seit Langem ebenfalls der Lagerist, ein muskulöser hellblonder Kriegsgefangener, den alle einfach nur Willy nannten. Immer gut gelaunt, führte er ein relativ freies Leben, nächtigte im Hinterzimmer neben dem Lagerraum, ging nach Belieben ein und aus und besass die dazu nötigen Haus- und Büroschlüssel. Seine bescheidene Entlohnung erlaubte ihm zwar keine grossen Sprünge, doch ab und zu kehrte er erst frühmorgens wieder ins Hinterzimmer zurück. Eines Vormittags frotzelte Frau Lindbom: «Na, Willy, wie hiess sie denn?» Der, nicht faul, konterte: «Der wahre Kavalier geniesst und schweigt.» Ein andermal gab er aber bereitwillig den Namen preis: «Ninette, glaube ich.» Eine der Aufgaben Willys war es, Bücher in Kisten zu packen und diese treppab und vors Haus hinaus zum YMCA-Lastwagen zu tragen, der sie dann in ein Lager transportierte, das Lesestoff für die Lagerbibliothek bestellt hatte (YMCA = CVJM = Christlicher Verein Junger Männer). Angeliefert wurden die Bücher von der Genfer Kommissionszentrale. Speziell für die Weiterbildung der Lagerpfarrer wurden dort auch theologische Schriften nachgedruckt, mit Vorliebe diejenigen des noch in den letzten Kriegstagen von den Nazis hingerichteten Dietrich Bonhoeffer. So lernte auch der Student sie jetzt ein bisschen kennen. Willy, der gelernte Schreiner, war unschlüssig, ob er nach der Entlassung ins Ruhrgebiet zurückkehren oder in Paris Arbeit suchen wollte. «Schreiner braucht es überall», sagte er,

«Französisch kann ich ja schon leidlich.» Und tatsächlich war er einer jener beneidenswerten Typen, die sich überall zurechtfinden können. Nach welchen Prinzipien entliess Frankreich nach und nach seine Kriegsgefangenen? Eines schien zu lauten: «Familienväter zuerst.» Willy aber war kein Familienvater.

Häufig kreuzte im Büro der lutherische Pastor Wilhelm auf, immer und selbst bei der enormen Hitze des Sommers 1947, als Paris einem Glutofen glich, der Asphalt teppichweich war, im schwarzen Gehrock und, als wäre das nicht schon genug, auch noch in hochgeschlossener, ebenfalls schwarzer Weste, aus der steif ein weisser Kragen, ein Vatermörder, ragte, der die permanente Röte des breiten Gesichts erst recht auffallen liess. Schnaufend kam er die Treppen zum Büro emporgestiegen. Jedes Mal fürchtete Frau Lindbom, ein Herzschlag könnte ihn niederstrecken, und stellte ihm, der sich schwer in einen Stuhl fallen liess, ein Glas Wasser hin. Rasch erholte er sich aber, war er das Treppesteigen doch gewöhnt. In der Nähe des Boulevard Montparnasse lebte er, der Junggeselle, in der Dachwohnung eines liftlosen Fin-de-siècle-Mietshauses. Hie und da lud er die Equipe abends zu einer Weinprobe ein, weil er wieder mal einen neuen, natürlich französischen Rotwein entdeckt hatte. Was der Pastor in Paris eigentlich tat, fand der Student nie heraus. Angeblich setzte er sich für lutherische Kriegsgefangene ein. Wie, das blieb sein Geheimnis. Auch, ob er von deutschen Lutheranern oder vom Lutherischen Weltbund entlohnt wurde. Mit Seitenblick auf die zwei reformierten Schweizer scherzte er einmal: «Nicht wahr, Frau Lindbom, wir Lutheraner müssen zusammenhalten.» Neckte man ihn wegen seiner Passion für Rotweine, zitierte er Luther: «Pecca fortiter, crede fortius» (Sündige kräftig, aber glaube noch kräfti-

ger). Frau Lindbom, aber auch der Student, liessen sich das gerne gesagt sein. Herr Seckel hingegen hielt das Luther-Wort für moralisch bedenklich. Dennoch nahm auch er meistens an den Weindegustationen teil, die, gewürzt mit des Pastors Spässen und Zötchen, gelegentlich recht übermütig wurden. Einmal war Frau Lindbom hernach so unsicher auf den Beinen, dass Seckel und der Student sie beim Abstieg aus der Dachwohnung stützen und festhalten mussten, damit sie nicht umkippend über die Treppe hinunterstürzte. Unten lohnte sie es den Helfern mit alkoholisch hauchenden Küssen. In einem Taxi brachte Seckel sie nach Hause.

Und was tat der Student tagsüber im Büro? Las Briefe und Bestellungen aus den Lagern, fertigte zuhanden des Verpackers Willy Bücherlisten an. Oder empfing zusammen mit Frau Lindbom Lagerpfarrer, die kamen, um Wünsche mündlich zu deponieren, von ihren Schwierigkeiten zu erzählen und ihren Unmut über das schleppende Entlassungsprozedere loszuwerden, obwohl sie wussten, dass die Kommission daran nichts ändern, die Klagen höchsten an die Aumônerie Militaire Protestante weiterleiten konnte. Deren Leiter, der junge Capitaine Lienhard, ein Elsässer, hatte dafür offene Ohren, ohne freilich eine merkliche Beschleunigung der Verfahren erwirken zu können. Die militärischen Mühlen mahlten, so schien es, bürokratisch umständlich.

Auch allerlei andere Besucher suchten das Büro an der Avenue Poincaré auf, mehrere Male der Emigrant und Dichter David Luschnat. Hartnäckig glaubte er, die Kommission könne etwas tun für den Druck und die Verbreitung seiner deutschsprachigen Ly-

rik. Konnte sie aber nicht und verwies ihn an die YMCA, die einen Verlag betrieb. Auch dort schien man ihm offenbar aber nicht helfen zu können, nicht so jedenfalls, wie sich das ein Dichter eben wünscht. Immer frustrierter, immer trauriger zog er von dannen und tauchte schliesslich nicht mehr auf.

Während Beschäftigungsflauten wurde im Büro über aktuell gespielte Theaterstücke von Sartre oder Anouilh geredet oder über literarische Neuerscheinungen, von denen «tout Paris» gerade sprach. Grossen Wirbel erzeugte der Roman *Jurais cracher sur vos tombes* (*Ich werde auf eure Gräber spucken*) eines angeblich amerikanischen Autors namens Vernon Sullivan. Als Übersetzer zeichnete der Ingenieur, Dichter, Jazztrompeter Boris Vian. Bald einmal musste er jedoch gestehen, das Buch in zwei Ferienwochen selber geschrieben zu haben, aus Ärger über die Misserfolge der eigenen und die Grossefolge amerikanischer Romane auch in Frankreich. Der pseudoamerikanische Skandalerfolg trug Vian Strafklagen ein wegen «Verführung Jugendlicher zur Ausschweifung». Zeitweilig schien das Buch verboten zu sein, was die Nachfrage erst recht steigerte, so dass es diskret weiterhin verkauft wurde. Frau Lindbom hatte es halbwegs gelesen, warf ihm jedoch – nicht etwa Obszönität, sondern – triviale Effekthascherei vor, worauf der Student glaubte, sich die Lektüre ersparen zu können. Ohnehin las er zu der Zeit ebenfalls ein Skandalbuch, Henry Millers *Tropique du cancer* (*Wendekreis des Krebses*), den anarchisch fabulierenden Roman eines richtigen Amerikaners, der seine Irrungen und sexuellen Wirrungen in Paris wort- und bildmächtig beschrieb. «Literatur immerhin», urteilte Frau Lindbom, «aber ein Männerbuch – wahrscheinlich möchten viele Männer kleine Mil-

lers sein.» Und neckte den Studenten: «Sie insgeheim wohl auch? Oder soll ich sagen: Sie hoffentlich auch?»

Die Büroequipe verstand sich gut miteinander. Max Pfister, ihr Vorgesetzter, störte das Einvernehmen und den Arbeitsablauf nicht, war nur selten da und blieb allen ein Rätsel. Zweimal besuchte der Student Gefangenenlager in der Umgebung von Paris, um sich von den Zuständen dort ein Bild zu machen. Beide Male blieb das Bild jedoch lückenhaft, um nicht zu sagen oberflächlich, vermutlich, weil er nicht kompetent zu fragen und nachzufragen wusste und man ihn wohl nicht sehr ernst nahm. Und so hörten die Zweifel an seiner Tätigkeit nicht auf, an ihm zu nagen. Hätten, was er tat, die anderen der Equipe nicht ebenso gut oder sogar noch besser tun können? Vehement verneinten sie dies und versicherten ihm freundlich übertreibend seine Unentbehrlichkeit.

Pariser Faits divers

Hinterher pflegte der Student in Bern zu prahlen: Nie in meiner ganzen Pariser Zeit bin ich auf dem Eiffelturm gewesen, genau wie viele in Paris Aufgewachsene auch. Andere Versäumnisse – sie waren zahllos – liessen sich nicht so elegant schönreden. Nirgends fühlt sich der Fremde so ohnmächtig, so nichtig wie in einer riesigen Stadt. Im Louvre wird er doch aber gewesen sein? Zweimal, ja. Beide Male ermüdete ihn die Fülle, Überfülle berühmter und nicht so berühmter Gemälde jedoch rasch. Bald glitten seine Blicke nur noch fahrig über sie hinweg. Versäumnisse auch hier. Selbst das Lächeln der Mona Lisa vermochte ihn wider alle Erwartung nicht zu beeindrucken. Erblickte man nicht draussen auf Strassen und Plätzen manch ein ebenso geheimnisvolles Lächeln, das sekundenkurz aus dem Strom mürrischer grauer Gesichter aufleuchtete?

An einem Spätsommernachmittag tauchte er in das Dämmerlicht der Kathedrale Notre-Dame ein. Hatte nicht hier Paul Claudel einst eine plötzliche Erleuchtung erlebt, in einer Weihnachtsnacht während der Messe soll's gewesen sein? Danach sei er sogleich zur Beichte gegangen und in die römisch-katholische Kirche zurückgekehrt, die er mit seinen Dichtungen fortan glorifizierte. Dem Berner Protestanten widerfuhr nichts dergleichen. Es

war ja auch nicht Weihnachten, ein gewöhnlicher Werktag vielmehr, der Sakralraum immerhin aber voll andächtig schweigender oder beeindruckt tuschelnder Touristen. Auch der Protestant konnte sich einer numinosen Stimmung nicht ganz entziehen. Fast erleichtert trat er wieder ins Freie, atmete nach reichlichem Kerzen- und Weihrauchduft tief die vertraute Stadt- und Benzinluft ein. Nein, Claudel war sein Fall nicht, es war bei Leseversuchen geblieben. Hatte nicht Reinhold Schneider, ebenfalls Katholik, einmal geäußert oder geschrieben, es sei «fatal, wenn ein Dichter so viel weiss wie Gott»?



Dass Paris Krieg und Okkupation sowie Hitlers Absicht, die Stadt auch um den Preis ihrer Zerstörung zu verteidigen, nur beiläufig beschädigt hatte überleben können, war einem Akt der Vernunft zu verdanken gewesen. In extremis hatte der deutsche Stadtkommandant sich entschieden, entgegen Hitlers Befehl die Stadt nahezu unversehrt kampflos den Résistants und den Alliierten zu übergeben. Die letzten sporadischen Kämpfe vor der Befreiung hatten aber Spuren hinterlassen in Gestalt von Gedenktafeln, die da und dort an einer Hausmauer an Widerstandskämpfer erinnerten, die hier bei einem Handstreich gegen die Okkupanten gefallen, vielleicht auch standrechtlich erschossen worden waren. All das war noch gar nicht lange her und, zumal für einen Fremden, jetzt nur noch schwer vorstellbar. Bei seinen Streifgängen stellte der Student fest, dass die Gedenktafeln mit kleinen, stets wieder frischen Blumensträußen geschmückt waren.

Wo denn wohnte er? In Passy, dem 16. Arrondissement, einem Stadtviertel der Wohlsituierten, der Bourgeoisie sogar. Meist abweisende Häuser, burgähnliche Bauwerke, fast Bollwerke oft, vermutlich Architektur der Jahrhundertwende. Selten ein Laden, ein Bistro. Streng anmutende Strassenzüge, wo sie, so Frau Lindbom, unwillkürlich prüfe, ob die Frisur in Ordnung, die Bluse anständig zugeknöpft sei; mit einer Fallmasche im Strumpf komme sie sich hier obszön vor. Und doch gab's auch in Passy Winkel und Gässchen mit gedämpft lebhafter Geschäftigkeit. Unter beiden Fenstern seines Zimmers unterhielt den Studenten abends das Gerede und Gelächter in einer kleinen Kohle- und Holzhandlung. Gerne setzten Kunden und Kundinnen ihre Dispute oder Erzählungen auch noch vor der Ladentür fort, was das kleine Nebengässlein mit wohltuender Lebendigkeit erfüllte, bis plötzlich dann Stille einkehrte. Spät nachts konnte man durch Passys Strassen gehen ohne einem einzigen Passanten zu begegnen, bestenfalls fuhr hie und da ein Auto vorbei.

Von den grossen Streiks und Demonstrationen des Herbstes 1947 bekam man im 16. Arrondissement nur deren Folgen zu spüren, plötzliche Stromausfälle etwa und zu Müllbergen emporschwachsende, immer penetranter stinkende Abfallanhäufungen auf den Strassen. Das Rentnerehepaar, an derartige Unannehmlichkeiten offenbar schon gewöhnt, hatte seinem Untermieter unaufgefordert eine Kerze ins Zimmer gestellt. Spätnachmittags wurde auch im Büro zuweilen bei Kerzenlicht gearbeitet, sofern man nicht beschloss, nach Hause zu gehen. Falls das Metropersonal ebenfalls streikte, übernachtete Herr Seckel auf dem uralten Bürossofa. Ihm machte das wenig aus, im Lager Gurs war das Nachtlager weit unbequemer gewesen.

Organisiert hatte die Streiks – für höhere Löhne, bessere Arbeitsbedingungen – die machtvolle kommunistische Gewerkschaft. Frau Lindbom äusserte Verständnis für deren Forderungen und Kampfmethoden, Herr Seckel hingegen glaubte, einzig General de Gaulle wäre fähig, die stets wiederaufflammenden Sozialkonflikte mit einer für alle akzeptablen Lösung zu beenden. Wenn Pastor Wilhelm wieder einmal aufkreuzte und die Rede auf den PC (parti communiste) und dessen Generalsekretär Maurice Thorez kam, fasste er reflexartig an sein versilbertes Brustkreuz, als wolle er mit diesem auf der Stelle einen Exorzismus durchführen: «Apage Satanas!» (Weiche, Satan!) Den Gedanken, vielleicht marschiere unter den Streikenden auch Christus inkognito mit, verwarf er empört: «Christus Arm in Arm mit Kommunisten? Das ist doch Blasphemie!» Die Demonstrationen der Arbeiter fanden fernab vom ruhigen Passy statt. Den Studenten aber, aus einem Land gekommen, wo Gewerkschaften und Unternehmer ein Friedensabkommen geschlossen hatten und Streik ein Fremdwort war, trieb Neugier schliesslich denn doch auch zum Schauplatz einer der Kundgebungen, zur Place de la République. In deren Zufahrtsstrassen waren Kolonnen grauer Kastenwagen und Camions positioniert, voll behelmter, bewaffneter Sicherheitspolizisten, die, für ihr brutales Vorgehen berüchtigt, offenbar präventiv einschüchtern sollten. Vorsicht war somit geboten. Der Student getraute sich nicht sehr tief in die aufgebrachte, emotional auch aufgeheizte Menge hinein, blickte sich vorsorglich nach möglichen Fluchtwegen um für den Fall, dass es gewalttätig werden sollte. Schliesslich war er Brillenträger. Doch nein, zu Ausschreitungen kam es nicht, nicht an diesem Nachmittag. Die kurzen zornigen Reden der Ge-

werkschaftsführer, immer wieder von Beifall unterbrochen, in den sich vereinzelt Pfiffe mischten, verstand er bloss teilweise. Zum Schluss erhoben die Redner jeweils ihre geballte Faust, was die Demonstranten mit neuem Applaus und dem rhythmischen Schwenken roter Fahnen und Transparente quittierten. «Ah, ces salauds!» zischte es neben dem Studenten, dem unklar blieb, wer damit gemeint war. Als die Internationale angestimmt wurde, zog er sich zurück, in Richtung Metrostation.

Alteingesessene Pariser nannten ihre jeweilige Wohn- und Lebensgegend nostalgisch «village», Dorf. Immerhin hatte auch der Student mit der Zeit da und dort noch Anzeichen einer gewissen Restdörflichkeit beobachten können, selbst im Umkreis der Kirche Saint-Germain-des-Prés. Dort, so hiess es, befinde sich jetzt das Zentrum des Existentialismus, fast täglich seien im Café Flore Sartre, Simone de Beauvoir, Merleau-Ponty, auch Raymond Queneau und ihre Freunde, Freundinnen zu sehen, so dass man sich oft fragen müsse, wann eigentlich sie ihre Bücher und Artikel schrieben. Spät nachts, frühmorgens vielleicht? Übernächtigt und bleich sahen die meisten von ihnen auch aus. Eine Anleitung zu gesundem Leben schien der Existentialismus jedenfalls nicht zu sein. Wann immer der Student die berühmte Gegend durchstreifte, begegneten ihm lauter normale Passanten. Auffällig höchstens ein Greis mit schlohweisser Mähne und Patriarchenbart, der unverdrossen *Ze Libertaire* feilbot, eine anarchistische Zeitung, die niemand ihm abkaufen wollte. Ob Sartre & Cie. auch nach wie vor im *Flore* zusammenkamen, eruierte der Student nicht, da er nicht

den Prominentengaffer spielen mochte. Vielleicht waren sie mittlerweile in ein anderes Lokal ausgewichen, ins *Deux Magot* etwa oder in ein unauffälligeres Café. Egal, hatte er Sartre doch bereits in Bern sehen und hören können. Auch das Restaurant *ChezLipp*, vis-à-vis des *Flore*, gehörte noch zur existentialistischen Bannmeile. Eines Mittags lud ihn Max Pfister dorthin zum Essen ein, zusammen mit einem jungen Monsieur Poupon, Spross der bekannten Senffabrikantenfamilie aus Dijon. Wie Max zu diesem Freund gekommen war, blieb eines seiner Geheimnisse. Das aufgetischte Sauerkraut aus dem Elsass mit Wurst und Rauchfleisch schmeckte ausgezeichnet. Und auch hier, versteht sich, stammte der Senf aus dem Hause Poupon.

Was überhaupt war Existentialismus? Ein Humanismus, hatte Sartre in Bern verkündet, einer ohne Transzendenzbezug. Blutte Existenz sozusagen, hier und jetzt und nirgendwo anders. Ein Versuch, hatte der Student inzwischen gelesen, Heideggers abgehobenes Denken für das je eigene Leben und politisches Handeln praktikabel zu machen. Der Mensch, so Sartre, sei «zu sich selbst verurteilt», sei, was er aus sich mache. Resolute Diesseitigkeit also, die dem Wunsch der jungen Kriegsgeneration nach endlich freier und selbstbestimmter Lebensentfaltung entgegenkam. Das erklärte vielleicht, weshalb der Existentialismus auch ausserhalb philosophischer Debatten bald schon zu einer Mode mutieren konnte, zu einem Lebensstil, der sich in fröhlichen Tabubrüchen, in den Chansons der immer schwarz gewandeten Juliette Gréco, in bizarren Spässen, in freier Liebe, aber auch in Jazz und Jazztanz (Jitterbug, Bebop) zu erkennen gab. Saint-Germain-des-Prés erlebte gerade einen Boom von Jazz- und Jazztanzkellern. Einer von

ihnen nannte sich ausgerechnet und ironisch «Saint-Thomas-d'Aquin». Trotzdem zog es den Theologen nicht dorthin, sondern und ohne, dass er recht wusste weshalb, eines Nachts ins *Tabou* hinab. An der Gewölbemauer über der gewundenen Treppe begrüßte die hinuntersteigenden Gäste ein in Öl gemaltes Porträt einer knallrot gelockten Frau mit ebenso rotem Schnurr- und Kinnbart. Was vermutlich besagen sollte: Leute, hier unten ist alles erlaubt, gibt's keine Tabus! Lockwerbung natürlich, immerhin aber originell, wenngleich unnötig. Der Kellerraum war überfüllt, dampfte gleichsam, blaue Rauchschwaden hingen über dem Publikum. An einem der Kleintische entdeckte der Student einen noch freien Stuhl. Begeistert vibrierte, wippte auf den zwei anderen Stühlen ein junges Pärchen im Rhythmus, den die Jazzband vorgab, bis es sich – zum wievielten Mal wohl? – wieder aufs kleine Tanzparkett stürzte, mutig in den zuckenden, zappelnden Leiberclinch hinein, wo man sich nicht ohne Ellbogenarbeit behaupten konnte. Als die beiden ausser Atem und, weil durchaus *comme-il-faut* gekleidet, heftig schwitzend zurückkamen, erkundigte sich der Student, wer die jazzenden Musiker denn seien, alle «geschalt», d.h. in Jacke und mit Schlips. Die junge Frau sprudelte Namen herunter, die er umgehend vergass bis auf den des Trompeters: Boris Vian! «Celui qui crache sur nos tombes»? Das Pärchen nickte, lachte. Die Jazzgruppe spielte tatsächlich mitreissend auf, schweissnass auch sie, aber scheinbar unermüdlich, mit bloss kurzen Trink- und Rauchpausen. Hatte sie Aufputzpillen geschluckt? Wie auch immer, der bleiche, magere Vian entlockte seiner Trompete wilde Kadenzen, aufstachelnde Töne, schien über professionelle Atemtechnik zu verfügen, heizte seinen Kol-

legen jedenfalls stets wieder ein und den Tanzenden ebenso, von denen einige sich in einen akrobatischen Veitstanz steigerten, vor dem die anderen Paare zurückwichen, die Piste freigaben, enthusiastisch klatschend, mit Zurufen anfeuernd.

Je mehr er von Paris gesehen, in Paris erlebt hatte, desto deutlicher wurde ihm bewusst, wie wenig er diese Stadt kannte. Allerdings musste er sich eingestehen, dass ihm auch im viel kleineren Bern manche Quartiere und Vororte bisher völlig fremd geblieben waren und er keine Ahnung hatte, wie die Leute dort wohnten und lebten. Sein Erlebnis- und Erfahrungsvermögen, schien es, war offenbar sehr beschränkt und aufnahmefähig nur für kleine Partikel unendlich viel grösserer Wirklichkeiten. Entsprangen diesem Un- oder Wenigvermögen, falls es sich dabei um ein allgemein menschliches Defizit handeln sollte, alle Irrtümer, Fehlrteile, Fehlhandlungen?

Und auch: Je besser er sich auf Französisch auszudrücken wusste, desto klarer erkannte er, wie unzulänglich seine Sprachkenntnisse denn doch blieben. Deshalb verwunderte er sich erst recht über Leute, die eine Sprache und sogar Fremdsprache zu «beherrschen» schienen oder zu beherrschen glaubten.



Paris, Stadt auch der Bouquinistes mit ihren tagsüber geöffneten Bücherkisten auf Strassenrandmauern längs und quer über der Seine. Alles Mögliche war hier zu finden, kurzlebiger Ramsch und bibliophile Raritäten, Fachliteratur und Erotica, opulente Bildbände und auseinanderfallende Zeitschriften, daneben auch

alte Gravuren, Stiche oder putzige kleine Aquarelle, Pariser Sehenswürdigkeiten darstellend und wohl für Touristen gedacht, die der ewig gleichen Ansichtskarten überdrüssig geworden waren. Der Student konnte einer kleinen literarischen Trouvaille eines Samstagnachmittags nicht widerstehen, den *Poèmes écrits en Allemand* von Jean Cocteau, laut Verlagshinweis 1934 erstmals in der deutschsprachigen Exilzeitschrift *Die Sammlung* (Amsterdam) veröffentlicht. 1944 (!) wurden die Gedichte in Paris als zehnsseitiges Heft wieder gedruckt, in einer Kleinauflage von 200 Exemplaren – ein aptes Kuriosum. In der Widmung für einen gewissen Kurt Weil entschuldigt sich Cocteau anmutig für sein kindliches Deutsch: «Je ne me rappelle que l'allemand de mon enfance. Hélas, je ne connais pas vos poètes. Je suis formé par Erbkönig et par Struwelpeter. Pardonnez-moi donc de vous offrir ces poèmes naïfs. Leur seul excuse, c'est de vous avoir plu.» Das erste Gedicht «DU» hält einem Geliebten traurig vor:

«Ich. Ich – Du sagst immer ‚Ich‘;
findest du das schön und richtig?
‚Meine Füße‘, ‚Meine Hände‘,
das ist dein Anfang und dein Ende.
Für dich ist lieben geliebt sein,
deine Nacht kennt nicht den Sonnenschein.
Du nimmst Alles und weisst Nichts zu geben;
wie traurig ist dein armes Leben!
Kein Fenster, keine Tür in deinem Haus.
Und niemals geht das Herz hinaus.»

Cocteau, der Zauberer: Selbst die Dürftigkeit seiner Deutschkenntnisse verwandelte er in Poesie. Noch so gerne hätte der Student mit seinem unvollkommenen Französisch ähnlich leichthin dichten wollen, musste sich jedoch damit abfinden, dass es ihm nicht gelang.

Das Wunder Zuversicht

Von der Metropole ins mit einem Blick überschaubare Kleinstädtchen des bernischen Seelands, vom Alltag eines Fremden in einer Welt, die ihm fremd blieb, je mehr er von ihr sah, in einige wenige Gässchen und Strassen, wo alle einander kannten und grüssten, von Paris nach Büren an der Aare – krasser hätte der Kontrast kaum sein können. Zwar musste der Zuzüger sich erst noch ans Einandergrüssen gewöhnen, sonst aber fiel ihm die Umstellung nicht schwer, er schien ein Provinzler geblieben zu sein. Oder lag's vor allem daran, dass er hier und jetzt seine Eignung zum Gemeindepfarrer als Lernvikar endlich würde testen können, wenn auch bloss während vier Monaten? Nach wie vor war er sich dieser Eignung nicht sicher und deshalb gespannt, zu welcher Einsicht die Lern- und Probezeit ihn führen würde. Noch hatte er Höfels Rückzieher vor den Zumutungen eines Pfarramts nicht vergessen.

In Emil Blaser, dem Pfarrer von Büren, fand er zum Glück keinen «Lehrmeister», der seine Berufserfahrung hervorkehrte, sondern einen älteren und selbstkritisch gebliebenen Freund. Wegen seiner Körpergrösse wurde er von Kollegen «der lange Blaser» genannt. Mit dem um einen Kopf kleineren Lernvikar verband ihn sogleich die gemeinsame Motivation durch die Theologie Karl

Barths. Nach der ersten Sonntagspredigt seines «Lehrlings» sagte er bloss: «Mach weiter so, du bist auf gutem Weg, es fehlt höchstens noch ein bisschen Fleisch am Knochen, aber das wird dir zuwachsen im Umgang mit der Gemeinde.» Für das Wort «Berufung» hatte er nur eine knappe Handbewegung übrig: «Ach, das gibt sich.» Der schlichte Zuspruch spornte den Vikar an, bei der Vorbereitung der folgenden Predigten den Bibeltext und durch ihn sich selbst noch eindringlicher zu befragen und bis tief in die Samstagnacht hinein an seinen Sätzen zu arbeiten – worauf er anderntags ziemlich übernächtigt und bleich auf der Kanzel stand, so dass der Präsident des Kirchgemeinderates, der Arzt Doktor Vögeli, sich besorgt nach seinem gesundheitlichen Befinden erkundigte. Dieses liess jedoch nichts zu wünschen übrig, wozu die Kochkunst der jungen Pfarrfrau das ihre beitrug. Als zeitweiliges Mitglied der mehrköpfigen Familie wohnte und lebte der Vikar im hoch über der meist grünen Aare gelegenen Pfarrhaus.

Da auch Seelsorge praktisch eingeübt werden sollte, vertraute ihm Emil Blaser u.a. eine chronisch kranke, ältere Frau zur Betreuung an. In ihrer kleinen niedrigen Stube konnte sie sich nur noch mühsam vom Bett in einen zerschlissenen Lehnstuhl und von dort wieder zurück ins Bett bewegen. Nachbarn brachten der Alleinlebenden, die nicht mehr viel Appetit hatte, kleine Verpflegungsportionen. Von Zeit zu Zeit, aber regelmässig, sah eine ehemalige Krankenschwester nach ihr. Nachbarschaftliche Mitmenschlichkeit. Schliesslich seufzte der Seelsorge-Lehrling jedoch: «Wie soll ich sie denn nur trösten? Ich fürchte, ich kann's nicht.» Darauf Blaser: «Nur schon, dass du kommst und freundlich mit ihr redest, ihr einen Psalm vorliesest, tut ihr gut.» Und das

sollte Seelsorge sein? Oder hatte er sich unter Seelsorge etwas Imposanteres vorgestellt, fälschlicherweise offenbar? War und blieb Gott der einzig wirksame Seelsorger und menschliche Seelsorge so etwas wie ein aufmerksames Assistieren bei seinem Tun? Von da an kam dem angehenden Pfarrer die Bezeichnung «Seelsorger» immer ein bisschen überheblich vor, eine Usurpation gleichsam dessen, was doch nur Gott allein tun kann. Immerhin war er aber überrascht, als Doktor Vögeli nach einer Kirchgemeinderatssitzung beiläufig bemerkte, die Kranke sei über seine, des Lernvikars Besuche sehr erfreut, habe sogar den Wunsch geäußert, dass er demaleinst die Abdankungspredigt für sie halten solle.

Allein, es war ein langer schöner Sommer mit meist ausgeglichenen Luftdruckverhältnissen, in Büren starb fast niemand, die kranke Frau ebenfalls nicht. Kaum Beerdigungen also, das erfreuliche Wetter spielte der pastoralen Ausbildung einen Streich. Wegen der grossen Schulferien kam auch die katechetische Praxis zu kurz, beschränkte sich zwangsläufig auf ein paar Kinderlehr- und Unterweisungsstunden im kurzen Herbstquartal. Trotzdem lernte der Vikar etwas Neues: In der vielen freien Zeit brachte Emil Blaser ihm das Schachspiel bei. Allerdings dauerte es ziemlich lange, bis er den Lehrmeister einmal schachmatt setzen konnte, vermutlich war dieser nicht ganz bei der Sache gewesen, denn das Weltgeschehen gab zur Sorge Anlass. Die Russen schnitten das inmitten der deutschen Sowjetzone gelegene Berlin von allen Verkehrs- und Versorgungswegen ab. Stand Europa vor einem neuen Krieg? Schlug die grosse Politik von neuem in heillosen Wahnsinn um? Auch in den Bürener Gottesdiensten wurde wiederum

für den Frieden gebetet. Mit einer Luftbrücke, d.h. mit pausenlosen Lufttransporten, stellten Amerikaner und Briten die Versorgung der von den Sowjets eingeschlossenen Millionenstadt sicher. Dass Stalin nicht umgehend kriegerisch reagierte, liess wieder zaghafte Zuversicht aufkommen. Die Spaltung Berlins in drei von den Westmächten kontrollierte Sektoren und einen sowjetisch beherrschten Ostsektor konnte allerdings nicht verhindert werden und damit auch nicht die Zweiteilung Europas. Was Wunder, dass sich in der Schweiz und so auch in Büren eine aufgebracht anti-sowjetische Stimmung ausbreitete. Das bekam auch Karl Barth zu spüren, dem Politiker, Theologen und rechtsbürgerliche Kirchenleute alsbald vorwarfen, dem Kommunismus gegenüber zu nachsichtig zu sein, ihn nicht ebenso energisch abzulehnen wie vorher den Nationalsozialismus. In der allgemeinen Empörung über «die Russen» und die schweizerischen Kommunisten fanden seine differenzierenden Argumente wenig Gehör. Emil Blaser und sein Vikar hingegen bemühten sich, Barths Beweggründe zu verstehen und zu verteidigen als einen Versuch, der beidseitigen ideologischen Verhärtung im einsetzenden Kalten Krieg eine intelligentere, der apokalyptisch drohenden Präsenz der Atombomben Rechnung tragende Politik als christlich verantwortbar entgegenzuhalten.

Gerade das Ärgernis, das Barths unkonventionelle Vorstellungen weit herum erregte, trug mit dazu bei, dass der Lernvikar nun doch nicht mehr mit dem Gedanken spielte, dem Beispiel Höfels zu folgen und inskünftig Theologie und kirchlichen Dienst bleiben zu lassen. War theologisches Denken nicht zu spannend, zu anregend und zukunftsträchtig selbst im Bereich der Politik? Sei-

ner Eignung zum Pfarrer war er zwar nach wie vor nicht absolut sicher. Nach den Erfahrungen in Büren sagte er sich aber, das Urteil über diese Eignung stehe nicht ihm selber, dem subjektiv schon immer Wankelmütigen, zu, sondern als einer objektiveren Instanz der jeweiligen Kirchgemeinde, mit der er's zu tun bekommen würde. Stellte er damit seine Zukunft einer Art Gottesurteil anheim? Wie auch immer: Die vier Monate in Büren hatten ihm Zuversicht eingeflösst.

In Langenthal hatte Hanni mittlerweile ebenfalls einen Test, nämlich die Autofahrprüfung, erfolgreich absolviert und war damit in der Lage, ihren Geliebten mit dem väterlichen Wagen nach der Sonntagspredigt in Büren abzuholen und nach Langenthal zu chauffieren. Anderntags, am «Pfarrersonntag» (= Montag), vergnügten sie sich zuweilen nachmittags im dortigen Parkbad, Hanni als einzige, wenn nicht sogar erste Langenthalerin im zweiteiligen, nabelfreien Badekleid. «Kleid»? So wenig wie möglich.

Ins Offene

Trotz total missglückter, mit einer ungenügenden Note bestrafte Katechese bestand der Kandidat die Schlussprüfungen in praktischer Theologie, mittelmässig und glanzlos. Egal, er hatte sich für die Aufnahme in den Dienst der bernischen Landeskirche qualifiziert, das war die Hauptsache. Gemeinsam mit einem halben Dutzend – ausschliesslich männlicher – Examensabsolventen wurde er im Berner Münster öffentlich ordiniert, d.h. in den evangelisch-reformierten Kirchendienst aufgenommen, zum VDM (Verbi Divini Minister, Diener am göttlichen Wort) ernannt. «Jetzt bin ich Minister», prahlte er ironisch. Dennoch war es ihm hundertmal lieber, ein VDM und nicht etwa ein «Geistlicher» zu sein. Im Begriff «Geistlicher» meinte er einen insgeheim katholischen Hierarchyanspruch hören zu müssen. Unbegreiflich, dass dieses Wort auch in den reformatorischen Kirchen des allgemeinen Priestertums der Gläubigen gebräuchlich geworden war. Symptom eines protestantischen Identitätsverlusts? Auffällig jedenfalls, dass vor allem dem kirchlichen Leben Fernstehende mit falschem Respekt von «Geistlichen» zu reden pflegten. Sollte man diese Leute vielleicht einmal mit der Frage brüskieren: «Geistlich? Ist das nicht eine Kunstdüngerfabrik?» Ob er dazu aber jemals den

Mut und die Frechheit würde aufbringen können? Oder wäre dies gerade für einen VDM denn doch lieb- und rücksichtslos?

Nicht mehr öffentlich ging am Tag nach der Ordination in einem vornehm getäferten Amtszimmer die Verpflichtung der frischgebackenen Pfarrer auf die bernische Staatsverfassung vorstatten. Dass ein demokratisches Grundgesetz zu respektieren und zu befolgen sei, verstand sich von selbst, weshalb wohl keiner der VDM sich vorher Gedanken über diese Verpflichtung gemacht hatte. Erst als Regierungsrat Markus Feldmann (der spätere Bundesrat) in seiner Eigenschaft als Vorsteher der bernischen Kirchendirektion die Eidesformel vorlas und dazu anmerkte, neben dem Eidschwur gebe es für Nichtgläubige auch die Möglichkeit des einfachen Gelöbnisses ohne Anrufung Gottes, er nehme jedoch an, Pfarrer hätten nichts einzuwenden gegen eine Anrufung des Herrgotts, erst da machte es im Kopf des Jungpfarrers plötzlich KLICK! Er hob, von sich selber überrascht, gewissermassen instinktiv die Hand: «Ich möchte aber geloben.» Sofort doppelte der Kollege Andreas von Rütte nach: «Ich auch.» Indigniert, mit stechendem Blick musterte der Kirchendirektor die beiden. Dennoch blieb ihm nichts anderes übrig, als zunächst die Eidwilligen den Eidschwur und danach, sichtlich unwillig, die zwei Widerspenstigen die Gelöbnisformel nachsprechen zu lassen. Glaubte er, in den Abweichlern zwei von Karl Barth, damals eine Zielfigur Feldmann'scher Polemik, verführte Halbkommunisten vor sich zu haben? Inspirator der Eidverweigerung war aber nicht Barth gewesen. Vielmehr hatte sich im Kopf des Obstrukteurs unvermittelt – KLICK! – das Eidschwurverbot Jesu in Erinnerung gerufen, das in der Anweisung gipfelt: «Eure Rede sei ja, ja, nein, nein. Was

darüber ist, das ist vom Bösen» (Matthäus 5,34-37). Ein Wort also des sozusagen universalen «Kirchendirektors», nachzulesen in ebender Bibel, die der kantonale «Kirchendirektor» den neu approbierten Dienern am göttlichen Wort aushändigte. Absurder hätte die Zeremonie schwerlich enden können.

Noch hatte der VDM zu wenig existentielle Erfahrungen mit der Tatsache gemacht, dass der christliche und kirchliche Alltag mit vielen Widersprüchen, Paradoxa und Absurditäten durchsetzt ist. Ob aber nicht gerade die permanente Auseinandersetzung mit ihnen den Dienst am göttlichen Wort erst recht spannend, erst recht erkenntnis- und erlebnisreich machen würde? Ins Offene also. «Qui vivra, verra.»

Inhalt

Vorbemerkungen	7
Eveline	11
Börse	13
Die Welt als Spiel und Geheimnis	15
Ohrenzeuge	17
Krisenzeit	19
Männliche Spiele	21
Freimaurer	23
Gastspiel	25
Auflehnung	27
Abschiede von Europa	30
Verführbar	32
Entdeckungen	35
Mittlerweile	38
Jazz	42
Irrlicht Frieden	45
Vivere	48
Trotzdem ins Dritte Reich	54
Mobilmachung	60
Späher	63
Ernst und Lust	68
Frühling, unweit der Nordgrenze	71
Blitzsiede/Hügelfrieden	74

Alltagspartikel 80
Anpflanzende und bewaffnete Neutralität 86
Wie die Jungfrau zum Kind 90
Besser als erwartet 92
Szenen einer Ausbildung 98
Hotel Gemmi 105
Debora 110
Unmerklicher Beginn 114
Im Aargauischen 115
Prediger 119
Wunschträume. Albtraum 124
Männerwelt 127
Am Fusse der Jungfrau 132
Rechnete noch jemand mit dem Ernstfall? 139
Terminierungen 144
Griesalp, Wimmis: Büffler und Nachholer 149
Perspektiven, noch etwas undeutlich 154
Zeitwende und Ausplampen hier 15 8
Waffenstillstand 162
Nicht eben rühmliches Ende des Aktivdienstes 167
Atombomben 172
BilderderZerstörung 174
Basel, Barth, Béguin 182
Gnade, Eros 187
Wegstück mit Abschweifungen 192
Zwischenzeitlich 200
Valbonne 206
Paris: Die Büroequipe 212
Pariser Faits divers 218
Das Wunder Zuversicht 228
Ins Offene 233

Hinweise zu den verwendeten Zitaten

- S. 174/175 – Karl Barth: ‚Die Deutschen und wir‘. Vortrag gehalten im Januar und Februar 1945 (K. B., *Eine Schweizer Stimme, 1938-1945*. Zollikon 194 5) © Theologischer Verlag Zürich.
- S. 180 – Werner Bergengruen: ‚Letzte Epiphanie‘, in: W. B., *Dies irae*, Arche Verlag 1946.
- S. 184 – Karl Barth: ‚Offenbarung, Kirche, Theologie‘
(in: *Theologische Existenz heute*, Heft 9), München 1934.
- S. 197 – Friedrich Dürrenmatt: *Es steht geschrieben / Der Blinde*.
© 1998 Diogenes Verlag AG, Zürich.